

Simon Pickl\*

# Ein korpuslinguistischer Beitrag zu Herkunft und Entwicklung des negativen Indefinitums *kein*

## A Corpus-Linguistic Contribution to the Origin and Development of the Negative Indefinite *kein*

<https://doi.org/10.1515/zgl-2021-2021>

**Abstract:** This article discusses the origin and historical development of the German *n*-indefinite *kein*, which is an unusual negator because it does not share the initial *n* that marks virtually all other negatives in German. Despite the discussion about its origins going back to the nineteenth century, it is still unclear how *kein* first emerged and out of which other forms it developed. In this paper, new light is shed on an old controversy using new data and modern corpus-linguistic tools, in this case the *Referenzkorpus Mittelhochdeutsch* (ReM). The article first summarises the current state of research before presenting and analysing the data. In combination with additional evidence, the results show that certain hypotheses that have to this day been treated as accurate are in fact not viable. Subsequently, a solution that combines some of the existing theses and is compatible with the data is presented: Morphological reanalysis and the ensuing back-formation of *kein*'s predecessor *nehein* – in combination with a phonologically conditioned sound substitution triggered by a shift of the syllable boundary – in the context of negative concord seems the most likely candidate for an accurate explanation of the emergence and early usage patterns of *kein* in Middle High German. Incongruent evidence from Swiss German, however, suggests that partially convergent developments ensuing from different indefinite forms have taken place in that variety.

- 1      Einführung
- 2      Kurzer funktionaler Abriss
- 3      Mögliche Ursprünge von KEIN
- 3.1    NEHEIN
- 3.2    ENHEIN

**\*Kontaktperson:** Ass.-Prof. Dr. Simon Pickl: Fachbereich Germanistik, Universität Salzburg, Erzabt-Klotz-Str. 1, A-5020 Salzburg, E-Mail: [simon.pickl@sbg.ac.at](mailto:simon.pickl@sbg.ac.at)

3.3	DEHEIN
4	Korpusauswertung
5	Schlussfolgerungen
6	Entstehungswege von KEIN
6.1	Primäres KEIN
6.2	Konvergente Entwicklungen
7	Fazit
	Danksagung
	Zitierte Quellen (ReM)
	Literatur

## 1 Hinführung

Das negative Indefinitum<sup>1</sup> KEIN<sup>2</sup> stellt im modernen Standarddeutsch insofern eine Besonderheit dar, als es das einzige Negativum ist, das nicht mit *n-* anlautet. Diese synchrone Auffälligkeit ist erklärungsbedürftig und kann nur diachron beurteilt werden. Zur Etymologie von *kein* gibt es verschiedene Erklärungsansätze (vgl. Gerring 1927: 107–112; Danielsen 1968), die entweder mhd. NEHEIN (bzw. dessen Nebenform ENHEIN) oder mhd. DEHEIN als Ursprung ansetzen. Beide Formen wurden im Mittelhochdeutschen als negative Indefinita und damit vergleichbar dem nhd. KEIN verwendet, unterlagen dabei jedoch den jeweiligen Regularitäten der Negationskongruenz (*negative concord*), d. h. sie wurden auch in Kombination mit anderen Negativa verwendet. Dabei ist DEHEIN nicht ursprünglich negativ, sondern geht auf ein althochdeutsches NPI<sup>3</sup> zurück (s. Abschnitt 2). Die Frage, wie KEIN entstanden ist und schließlich beide Formen ersetzt hat, kann nicht als geklärt betrachtet werden. In der einschlägigen Literatur finden sich unterschiedliche Einschätzungen (z. B. Behaghel 1913; Gerring 1927; Danielsen 1968; Jäger 2008), die teilweise auch konvergente Entwicklungen aus mehr als einer Quelle nicht ausschließen (z. B. Danielsen 1968; Lloyd/Lühr/Springer 1998: 562; Pfeifer 2005: 646–647; Paul 2007: 228; Jäger 2008: 261; Kluge 2011: 486).

<sup>1</sup> Zur Terminologie vgl. Wöllstein/Dudenredaktion (2016: 310, 320).

<sup>2</sup> Die vier lexikalischen Haupttypen NEHEIN bzw. ENHEIN, DEHEIN und KEIN werden in diesem Beitrag – ungeachtet ihrer konkreten lautlichen bzw. graphischen Form – durch Kapitälchen gekennzeichnet. Wo es um konkrete Formen geht, wird Kursivsatz verwendet.

<sup>3</sup> NPI steht für *negative polarity item* und kennzeichnet solche Ausdrücke, die durch sogenannte affektive Kontexte (vgl. Jäger 2008: 18–19) lizenziert werden. „The crucial property of an NPI is that it is restricted to appearing in ‘non-assertive’ contexts such as negation, interrogatives, the protases of conditionals, and comparative clauses. A clear example of an NPI is the English temporal indefinite *ever*.“ (Willis/Lucas/Breitbarth 2013: 28)

Dabei ist gerade in jüngeren Darstellungen häufig die Ansicht zu finden, DEHEIN sei die Haupt- oder gar die einzige Quelle (Jäger 2008: 261; Szczepaniak 2011: 52; Dal 2014: 88, 194). Damit wird im Wesentlichen einer älteren Herleitung Behaghels (1913: 179–180) der Vorzug gegeben. Zwischenzeitlich entstandene Untersuchungen deuten hingegen v. a. auf einen Ursprung aus dem Nebentyp ENHEIN (zu NEHEIN; s. Abschnitt 3.2) hin (Gerring 1927; Danielsen 1968).

Dieser Beitrag beleuchtet bisherige Argumente und Schlussfolgerungen bei der Herleitung von KEIN aus seinen möglichen Vorläufern v. a. aus empirischer Perspektive und überprüft ihre Stichhaltigkeit mithilfe einer Korpusuntersuchung auf der Grundlage des *Referenzkorpus Mittelhochdeutsch* (ReM; Klein et al. 2016). Im folgenden Abschnitt werden die einzelnen Formen und ihre funktionalen Profile kurz dargestellt. Im darauffolgenden Abschnitt wird die Plausibilität der Herleitung von KEIN aus diesen potenziellen Quellen auf der Basis formaler und funktionaler Erwägungen diskutiert. Im Anschluss daran wird, nach einer knappen Vorstellung des Datenmaterials, eine diachrone Auswertung der Verwendung der verschiedenen Typen und ihrer Varianten im ReM dargestellt und diskutiert, die in der Folge für eine Neubewertung der bisherigen Thesen herangezogen wird.

## 2 Kurzer funktionaler Abriss

Im Rahmen einer größeren Umstrukturierung des Negationssystems in der Geschichte des Deutschen (Jäger 2008) geriet das althochdeutsche negative Indefinitum NEHEIN außer Gebrauch. Stattdessen wurde das ursprüngliche NPI-Indefinitum DEHEIN, zunächst in Kombination mit der präverbalen Negationspartikel *ne-/en-*, später auch allein, zum Ausdruck der Negation verwendet (vgl. auch Fleischer/Schallert 2011: 235–241). Ähnlich wie DEHEIN nahm auch der im Mittelhochdeutschen neu aufgekommene Typ KEIN, dessen Herkunft hier diskutiert werden soll, sowohl NPI- als auch negative Funktionen wahr und setzte sich schließlich gegenüber DEHEIN als negatives Indefinitum durch.

NEHEIN ist uneingeschränkt als negatives Indefinitum zu klassifizieren, da es in allen Fällen – und im Übrigen auch diachron konsistent – negative Lesart bewirkt. Als n-Indefinitum unterlag es den Regularitäten des *negative concord* (Negationskongruenz), das im Alt- und Mittelhochdeutschen in zwei Formen vorkam: *negative doubling* und *negative spread* (vgl. den Besten 1986; Willis/Lucas/Breitbarth 2013: 33; s. auch Vergeiner/Hartinger i. E.). Bei *negative doubling* (1) wird die Negation in Form einer (im historischen Deutsch proklitisch ans Verb antretenden) Negationspartikel *u n d* mindestens einer weiteren negativen Form (hier NEHEIN) markiert. Bei *negative spread* ist die Negation ebenfalls mehrfach

markiert, jedoch in Form mindestens zweier negativer Ausdrücke, die nicht die Negationspartikel sind (2); beide Typen können auch in Kombination auftreten. Bei beiden Typen resultiert einfache negative Lesart; die negativen Ausdrücke neutralisieren sich nicht gegenseitig. NEHEIN konnte auch selbständig Negation ausdrücken (3); diese Verwendungsweise gleicht an der Oberfläche der des modernen *kein* (vgl. *denn darüber gibt es **keinen** Zweifel*).

- (1) *def neift nehein zuiuil* (WNot, 30va,16)<sup>4</sup>  
 dessen n-ist kein Zweifel  
 ‚Darüber gibt es keinen Zweifel‘
- (2) *daz ez niemer mere nechein fcaden getet* (Konr H, 14va,17)  
 dass es nimmer mehr keinen Schaden ge-tat  
 ‚dass es nie mehr (irgendeinen) Schaden anrichtete‘
- (3) *wan des ift zwiuel nehein*<sup>5</sup> (Wernh, 0a,1768)  
 denn dessen ist Zweifel kein  
 ‚denn darüber gibt es keinen Zweifel‘

Die Variation zwischen den verschiedenen Verwendungsweisen von NEHEIN ist im Kontext der Verwendung von n-Indefinita insgesamt zu sehen (vgl. Jäger 2008); diese zeigten teils ähnliche Variationsmuster.

DEHEIN war ursprünglich kein n-Indefinitum, sondern ein *negative polarity item* (NPI), vergleichbar dem englischen *any* (vgl. Dal 2014: 87; Szczepaniak 2011: 52),<sup>6</sup> und als solches auf sogenannte affektive Kontexte beschränkt (4).<sup>7</sup> Im Althochdeutschen wurde es noch ausnahmslos als solches gebraucht (vgl. Gerring 1927: 55). Zu diesen affektiven Kontexten gehört auch die Negation (vgl. Anm. 3), sodass DEHEIN als NPI im Skopus einer Negation verwendet werden konnte, die z. B. durch Vorhandensein der proklitischen Negationspartikel gegeben war. In dieser Verwendung war DEHEIN austauschbar mit NEHEIN (vgl. auch Behaghel 1913: 179): Die Kombination *ne-* + DEHEIN realisierte Negation als ‚einfache‘ Ver-

<sup>4</sup> Informationen zu den zitierten Quellen aus ReM finden sich am Ende des Beitrags. Die Stellenreferenzen sind aus ReM übernommen.

<sup>5</sup> Nachgestelltes NEHEIN kommt (wie DEHEIN und KEIN) laut Klein/Solms/Wegera (2018: 551) nur in Versdichtungen vor.

<sup>6</sup> Dem engl. *any* entspricht etymologisch das rip. *einig*: „*dehein* fehlt im Rip.; dafür gilt dort *einig* ‚(irgend-)ein‘“ (Paul 2007: 228).

<sup>7</sup> S. Jäger (2008: 260–275) für die Entwicklung von n-Indefinita aus NPI-Indefinita und Klein/Solms/Wegera (2018: 549–551) für eine Übersicht über negativ-polare und negative Verwendungsweisen von NPI-Indefinita im Mittelhochdeutschen.

neinung (5), *ne-* + NEHEIN in Form von *negative doubling* (1). Unter Beteiligung anderer bzw. zusätzlicher Negationsmarker war die Verwendung von DEHEIN auch im Kontext von *negative doubling* und/oder *negative spread* möglich.

- (4) *den ie **deheinef** mēneſgen öge beſhōwote* (PrZü, 109ra,18f)  
 den je (irgend)eines ('any') Menschen Auge beschaute  
 ‚den je (irgend)eines Menschen Auge betrachtete‘
- (5) *do **ne** wolt ir**dehein**<sup>s</sup> chomen* (PrMetten, 71ra,6)  
 da n-wollte ihrer (irgend)einer ('any') kommen  
 ‚Da wollte keiner von ihnen kommen‘

Fälle wie in (5) sind semantisch und oberflächensyntaktisch nicht von Beispielen für NEHEIN mit *negative doubling* (wie in (1)) zu unterscheiden, obwohl im einen Fall ein NPI-Indefinitum und im anderen Fall ein n-Indefinitum verwendet wurde (vgl. auch Fleischer/Schallert 2011: 235), da die Kombination aus Negationspartikel und Indefinitum im Resultat zu derselben Lesart führt. Fälle wie (5) machten die Reanalyse von DEHEIN als n-Indefinitum möglich, mit dem Ergebnis, dass es auch ohne Negationspartikel zur Markierung von Negation verwendet werden konnte, wie etwa in (6).

- (6) ***Dehain** vat<sup>s</sup>. haizzet feinen fun h<sup>s</sup>re* (KlostEvang, 154ra,19f)  
 Kein Vater heißt seinen Sohn Herr  
 ‚Kein Vater nennt seinen Sohn Herr‘

Der Gebrauch von DEHEIN als NPI und als Negativum ging eine Zeitlang nebeneinanderher; es hatte syntaktisch ambigen Status.<sup>8</sup> Der Schwund der proklitischen Negationspartikel dürfte zu einer Klärung seines Status zugunsten der negativen Verwendungsweise mindestens beigetragen haben.

Alles, was zur Verwendung von DEHEIN gesagt wurde, trifft im Wesentlichen auch auf KEIN zu. KEIN konnte sowohl als NPI als auch als Negativum verwendet werden und unterlag dabei denselben Regularitäten wie DEHEIN:

- (7) *fver denne an **keim** ackir ift* (LEnt, 45aa,11)  
 wer denn an (irgend)einem ('any') Acker ist  
 ‚Wer gerade auf (irgend)einem Acker ist‘<sup>9</sup>

<sup>8</sup> Sowohl in (5) als auch in (8) ist auch negative Lesart von DEHEIN bzw. KEIN möglich, mit der Folge, dass dann *negative doubling* vorläge.

<sup>9</sup> Diese Stelle übersetzt das lateinische *qui fuerit in agro*.

- (8) *fien*    *hant*    *cheine*    *v<sup>s</sup>nvnt*    (LEnt, 57aa,8)  
 sie n-    haben    (irgend)eine ('any')    Vernunft  
 ‚Sie haben keine Vernunft‘
- (9) *Ich*    *vinde*    *kaine*    *lait<sup>s</sup>*    *hie*    (ÄSigen, 29a,5)  
 ich    finde    keine    Leiter    hier  
 ‚Ich finde keine Leiter hier‘

Die funktionale Nähe bzw. Funktionsidentität von KEIN und DEHEIN ist einer der Gründe, der für eine Entstehung von KEIN aus DEHEIN angeführt wird (s. z. B. Jäger 2008: 261). Daneben wird jedoch auch vermutet, dass KEIN von NEHEIN (Paul 1879) oder dessen Untertyp ENHEIN herzuleiten sei (z. B. Gerring 1927; Danielsen 1968). Die jeweiligen Hypothesen und ihre Begründungen werden im folgenden Abschnitt kurz vorgestellt.

### 3 Mögliche Ursprünge von KEIN

Im Folgenden sollen die Argumentationen (Eroms (1993: 2) und Jäger (2008: 261) sprechen von einer Kontroverse) zugunsten von NEHEIN, ENHEIN bzw. DEHEIN als Ursprung von KEIN kurz dargestellt werden. Dabei wird nicht eigens auf die Vermutung eingegangen, KEIN sei aus multiplen Quellen hervorgegangen (z. B. Danielsen 1968; Pfeifer 2005: 646–647), da diese meist auf Kombinationen aus den existierenden Hypothesen beruht. Eine besondere Schwierigkeit besteht in der Herleitung der Verschlusslautung in KEIN (vgl. auch Klein/Solms/Wegera 2018: 552–553) aus den ursprünglich (d. h. (vor-)althochdeutsch) mit Frikativ realisierten Typen NEHEIN (bzw. ENHEIN) und DEHEIN, die dadurch verschärft wird, dass der Lautwert von *ch* und *k* in mittelhochdeutschen Graphien wie *dechein/dekein*, *nechein/nekein* etc. (Frikativ, Affrikate oder Plosiv?) oft nicht sicher zu bestimmen ist (vgl. Gerring 1927: 32–40; Danielsen 1968: 99).

#### 3.1 NEHEIN

NEHEIN geht zurück auf ahd. *nihein/nihhein* bzw. *nohein/nohhein* (von beiden Grundformen existierten darüber hinaus um *-ig* erweiterte Varianten; vgl. Fobbe 2004: 141–143). Die althochdeutschen Formen werden erklärt aus germ. \**nex<sup>(u)</sup>e* (vgl. lat. *neque*) + *aīna-* über westgerm. \**nex<sup>(u)</sup>aīna-* ‚auch nicht ein‘, ‚nicht einmal ein‘ bzw. aus westgerm. \**nuχ<sup>(u)</sup>aīna-* (vgl. Lühr 2017: 955–956) mit dersel-

ben Bedeutung, die später zusammenfielen (vgl. auch Danielsen 1968: 93–95). Daneben gehen Gerring (1927: 3–6) und Bech (1964: 211) aufgrund der frühen Beleglage davon aus, dass NEHEIN nur auf *noh* + *ein* zurückgeht, zumal ahd. *\*nih*/*\*neh* im Gegensatz zu *noh* (< westgerm. *\*nuχ<sup>(u)</sup>*) nicht belegt ist. Die Variation des Vokals muss laut Lühr (2017: 955) nicht auf einem etymologischen Unterschied beruhen; „es kann auch eine rein innerahd. Vokalschwankung vorliegen, die sich auch in einigen anderen pro- bzw. enklitischen Wörtern im Ahd. zeigt“.<sup>10</sup>

Da NEHEIN im Althochdeutschen ein overt negatives Indefinitum war, das ebenso wie das moderne n-Indefinitum KEIN selbständig eine Aussage als negativ kennzeichnen konnte, bereitet der Anschluss von KEIN an NEHEIN in funktionaler Hinsicht auf den ersten Blick keinerlei Probleme (wird jedoch erschwert durch die anfangs ebenfalls vorkommende Verwendungsweise von KEIN als NPI; s. Abschnitt 2 sowie weiter unten in diesem Absatz). Aus formaler Perspektive ist die Herleitung jedoch nicht trivial. Die üblichen Erklärungsansätze setzen dabei verschiedene belegte mittelhochdeutsche Nebenformen von NEHEIN voraus, um den Plosiv im Anlaut von KEIN zu plausibel zu machen. Dabei weisen u. a. Gerring (1927: 32–40) und Danielsen (1968: 99) auf die Schwierigkeit hin, die sich durch Ambiguität der verschiedenen Graphien des Obstruenten ergeben. Klarheit herrscht jedoch darüber, dass es sich in der fraglichen Position im Althochdeutschen nicht um einen Plosiv oder eine Affrikate, sondern um einen Frikativ (germ. *\*χ<sup>(u)</sup>* < ie. *\*k<sup>u)</sup>*) gehandelt hat – eine Schwierigkeit besteht also in der Herleitung der späteren Verschlusslautung. Im Folgenden werden mögliche Entwicklungswege nachgezeichnet, die geeignet sind, die plosivischen Formen von NEHEIN bzw. den späteren Plosiv in KEIN zu erklären.

Ausgangspunkt ist die Zusammensetzung des Indefinitums aus westgerm. *\*neχ<sup>(u)</sup>* und/oder *\*nuχ<sup>(u)</sup>* und *\*aīna-*. Die Silbengrenze lag somit ursprünglich n a c h dem Frikativ (vermutlich unter anfänglicher Bewahrung eines silbeninitialen Glottisverschlusses im zweiten Bestandteil). Ausgehend von dieser Position ist im Althochdeutschen der stimmlose Frikativ [x] zu erwarten (Typ [x.ʔ]) (vgl. auch Paul 1916: 297), der graphisch als <h> oder <ch> markiert werden konnte (vgl. Braune 2018: 202). Die ebenfalls belegte Graphie <hh> deutet hingegen darauf hin, dass es zu einer Geminatbildung des Frikativs gekommen ist (zu deren Bezeichnung auch <ch> infrage kommt; vgl. Braune 2018: 205), wohl als Folge einer Verschiebung der Silbengrenze unter Schwund des Glottisverschlusses (Typ [x.x]).

**10** Zum Vokalismus und der Variation zwischen *o* und *i*, die vielleicht in „Analogie zu dem Vokalwandel bei den Präfixen *ga-*, *za-*, *ant-*, *ur-*, *fur[-]*“ (Gerring 1927: 6–7) zu sehen ist, s. auch Braune (2018: 49). Zum Vokalismus der ahd. Vorsilben allgemein s. Braune (2018: 103–111). Danielsen (1968: 93) argumentiert gegen eine Erklärung der Vokalvariation in der Vorsilbe durch rein lautliche Entwicklungen und nimmt stattdessen unterschiedliche Bildungen an.

Eine weitere Möglichkeit besteht in der Interpretation der Schreibung mit <h> als glottaler Frikativ, was seine silbeninitiale Position und ebenfalls Verlust des Glottisverschlusses voraussetzen würde (Typ [·h]). Nicht auszuschließen ist regional begrenzt auch die Realisation von <h> oder <ch> als silbeninitialer velarer Frikativ (Typ [·x]). Ansätze, KEIN aus NEHEIN abzuleiten, unterscheiden sich v. a. dadurch, wie die Verschlusslautung erklärt wird und von welcher Form von NEHEIN ausgegangen wird.

Grimm (1831: 70) geht von einfacher „verkürzung“ von *nechein* (bzw. *enchein*) (mit Frikativ) aus, um KEIN herzuleiten: „das mhd. CH in *chein*, ursprünglich in- oder auslautend, aber durch aphäresis anlautend geworden, geht nach der allgemeinen lautregel über in K“ (1831: 772). Gerring (1927: 107) weist darauf hin, dass eine solche Lautregel nicht existiert habe (s. aber Pauls (1879: 558) oberdeutsche Lautregel im folgenden Absatz), und folgert, dass es sich um eine Lautsubstitution gehandelt haben muss, da [x] im Anlaut außerhalb des Alemannischen unbekannt war.

Paul (1879: 558–559) führt die Form *kein* hingegen auf *nekein* zurück. Ihm zufolge wurde silbenanlautendes \*χ im Oberdeutschen – „ausser nach betonten vocalen“ – zu *k* (vgl. auch Moser 1951: 282; Paul 2007: 157),<sup>11</sup> d. h. schon vor der Abtrennung des *ne-*. Voraussetzung dafür war eine Verschiebung der Silbengrenze, durch die \*χ im Silbenanlaut zum Stehen kam (vgl. Paul 1916: 297). Der bei Paul mit *k* bezeichnete Laut steht für das ältere Oberdeutsche wohl meist für eine Affrikate [kx]<sup>12</sup> (vgl. Moser 1951: 282; Braune 2018: 184; 187) und wurde im Alemannischen normalerweise mit <k>, im Bairischen mit <ch> wiedergegeben (vgl. auch Danielsen 1968: 98; 101), was zu den Oberflächentypen (alem.) *nekein* und (bair.) *nechein* führen würde;<sup>13</sup> eine graphische Unterscheidbarkeit von der

11 S. auch Paul (2007: 161): „/x/ <ch> wird zu /k/, wenn es nachträglich in den Silbenanlaut tritt“ (ähnlich Walch/Häckel 1988: 461). Moser (1951: 284) äußert „erhebliche Bedenken“ an Pauls Gesetz.

12 Paul (2007: 156) zufolge (nach Bohnenberger 1953: 202–203) „hat sich der südaem. Frikativ /x/ </kx/ im Anlaut spätestens im 10. Jahrhundert entwickelt und dürfte bis zum Vordringen des frk. /k/ gesamtalem. gegolten haben“ (s. auch Braun 2018: 186).

13 Die Verteilung der entsprechenden Formen (s. u., Abb. 1; vgl. auch Gerring 1927: 41; Danielsen 1968: 101) macht diese Entwicklung für NEHEIN unwahrscheinlich. Zudem deuten Schreibungen wie *noh-enigeru* (Monseer Fragmente, Cod. Vind. 3093\*, XXVIII<sup>r</sup>) oder *noh.einik* (Emmeramer Glossen, Clm 14747, 91<sup>r</sup>) darauf hin, dass die ursprüngliche Silbenstruktur – unter Bewahrung des [x] – noch im 9. Jahrhundert bestanden hat (wenn es sich hier nicht um morphologisch motivierte Graphien handelt). Schreibungen wie *ne chēin*, *ne hēine* (Williram von Ebersberg: Hoheliedkommentar (Br/B), Cod. R 347, 15<sup>r</sup>, 45<sup>v</sup>) legen nahe, dass Resilbifizierung spätestens im ausgehenden 11. Jahrhundert stattgefunden hat, vermutlich auch unter Ersatz des [x] durch [h]. Szczepaniak (2011: 52–53) geht von einer Verschiebung der Silbengrenze erst im Mittelhochdeutschen aus.



Variante mit [x] ist aufgrund der Graphie nicht grundsätzlich gegeben (bair. <ch> und hochalem. initial <k> konnten auch für den Frikativ stehen). Paul (1879: 559) geht von der Hauptvariante mit Affrikate bzw. Plosiv, *nekein*, aus, um *kein* herzuleiten (s. auch Gerring 1927: 107–108); daneben nennt er auch aus *nehein* entstandenes *hein*. Nach Pauls Einschätzung waren keine rein lautlichen Entwicklungen, sondern Reanalyse von *ne.kein* (und *ne.hein*) als *ne#kein* (bzw. *ne#hein*) und in der Folge Abtrennung des als Morphem wahrgenommenen *ne-* für die Entstehung der Form(en) *kein* (und die seltenere Nebenform *hein*) verantwortlich, analog zum Verlust von *ne-* als proklitischer Negationspartikel in Verben (vgl. Pickl 2017):

Die kürzeren formen *kein* und *hein* können nicht, wie gewöhnlich geschieht, als lautliche fortsetzung zugleich von *dekein* (*dehein*) und *nekein* (*nehein*) aufgefasst werden, sondern sie entwickeln sich nur aus dem letzteren, und zwar nicht lautlich, sondern der hergang ist der, dass das sprachbewusstsein die teilung *ne – kein* macht (daher auch daneben *enkein*), und in der folge die negationspartikel hier wie überall verloren geht. (Paul 1879: 559)<sup>14</sup>

Dem steht entgegen, dass sowohl *nekein* als auch *hein* vergleichsweise selten belegt sind (vgl. auch Gerring 1927: 41) – angesichts der relativen Häufigkeit von *nehein* und *kein* müsste es eigentlich umgekehrt sein.<sup>15</sup> Selbst die im Bairischen potenziell für *nekein* stehende Schreibung mit <ch> ist relativ selten (s. Abschnitt 4).

Van Helten (1897: 452) deutet *chein*-Formen im Leidener Williram „mit *ch* als zeichen für spirantisches *h*“ und erklärt sie durch einfachen „schwund von *ne-*“. <sup>16</sup> Er sieht sie nicht in Kontinuität mit dem modernen, mit Plosiv anlautenden *kein*, bietet aber für entsprechende plosivische Formen im Mittelfränkischen eine ähnliche Erklärung an wie Grimm fürs Mittelhochdeutsche:

Für das *k* des in mfrk. urkunden des 14. jh.'s auftretenden *kein* [...] ist selbstredend weder oberdeutsche beeinflussung noch die Beitr. 6 [d. h. Paul 1879; S. P.], 559 für oberdeutsches *kein* vorgeschlagene deutung geltend zu machen. Die abnormalität eines im anlaut stehen-

<sup>14</sup> Vgl. ähnlich auch DWB V: 458; dort wird auch parallel dazu eine Kürzung von *dekein* über *ekein* zu *kein* erwogen.

<sup>15</sup> Auch die Vermutung von Lloyd/Lühr/Springer (1998: 562), „frühnhd. *ne-ckein*“ könnte Ausgangspunkt für nhd. *kein* gewesen sein, steht damit auf wackligen Füßen, zumal die Entwicklung – ausgehend von einer frühneuhochdeutschen Form – deutlich zu spät angesetzt ist.

<sup>16</sup> Auch Sanders (1974: 223) beschäftigt sich mit den *chein*-Formen im Leidener Williram und vermutet ausgehend von dem dort ebenfalls vorkommenden *neghein* einen Bezug zu mnl. *gheen* (nl. *geen*) – oder „einfachen Wegfall des *de-* in dem offensichtlich unbekannten *dechēin*“ der Vorlage.

den tonlosen guttural-spiranten führte die ersetzung des lautes durch verwantes aspiriertes *k* [...] herbei. (van Helten 1897: 452)

Auch hier wird also Lautsubstitution aufgrund einer ungewöhnlichen bzw. unbekannten Lautstruktur geltend gemacht.

Behaghel (1913: 180) bestreitet, dass KEIN auf NEHEIN beruhen könne: „Daß aber *nehein* in irgend erheblichem Maße an der Entstehung von *kein* beteiligt sei, dagegen spricht schon jene völlige Zurückdrängung des *nehein*.“ Diese „Verdrängung“ von NEHEIN durch DEHEIN sei im Wesentlichen nach der Entstehungszeit der Nibelungenhandschrift A (13. Jahrhundert) abgeschlossen gewesen (Behaghel 1913: 179). Die Schlussfolgerung, dies spräche gegen eine Herkunft von KEIN aus NEHEIN, würde voraussetzen, dass KEIN erst später aufkam; eine Überlegung, die Behaghel nicht explizit macht. Er bringt jedoch u. a. ein frühes Beispiel von KEIN aus Otlohs Gebet (11. Jahrhundert), also von weit vor der Nibelungenhandschrift A. Seine Argumentation ist deshalb nicht ganz nachvollziehbar. Er geht stattdessen von DEHEIN als Ursprung von KEIN aus (s. Abschnitt 3.3; eine Annahme, die Paul (1879: 559) noch ohne nähere Begründung zurückgewiesen hat).

Gerring (1927: 111) weist die Herleitungen von Grimm (1831: 70) und Paul (1879: 559) sowie auch Behaghels (1913: 180) auf DEHEIN beruhende Erklärung (s. Abschnitt 3.3) im Wesentlichen pauschal zurück, da man dort „von den Formen *dehein* (-ch), *nehein* (-ch) ausgegangen ist“ und ihm zufolge so „eine auf das gesamte Sprachgebiet anwendbare Erklärung nicht zu finden sein“ werde. Er schlägt stattdessen eine auf der invertierten Form *enkein* fußende Herleitung vor (s. nächster Abschnitt).

Danielsen (1968: 95–96) betrachtet frühe Fälle von KEIN (in den Formen *chein*,<sup>17</sup> *hein*)<sup>18</sup> bei Otloh und interpretiert sie u. a. als Resultate einer Reanalyse von *ne(c)hein*. Auf eine ‚gefühlte‘ morphologische Eigenständigkeit des *ne-* in NEHEIN deuten u. a. Fälle hin, in denen es bei vorausgehendem negativem *noh* erspart wurde (z. B. in *daz necheina mina sunta · noh heina vara des leidigin viantes*; Otlohs Gebet, Clm 14490, 162<sup>v</sup>).<sup>19</sup> Die Belege bei Otloh sind jedoch insgesamt konsistent mit einer Verwendung von KEIN als NPI-, nicht als n-Indefini-

17 In dem von ihm ebenfalls beobachteten *io chein* ist aufgrund des Satzkontextes *io* wohl eher als eigenständiges Wort und nicht als Teil einer Bildung *iochein* zu werten.

18 Die Zuordnung dieser Formen zusammen mit *kein* zum Typ KEIN in diesem Beitrag erfolgt unter rein formalen Gesichtspunkten und soll nicht implizieren, dass diese Formen zwangsläufig auseinander hervorgegangen sind.

19 Ähnlich vermutet das DWB (V: 458): „Die kürzung zu *kein* vollzog sich [...] bei *nekein* wol dadurch, dasz dabei gewöhnlich noch die alte negation *ne* stand, dem verbum zugegeben, oder eine andere verneinung, sodasz man von *nekein* das *ne* als überflüssig wegliess, in der meinung es sei die einfache negation. dasz man das *ne* so ansah, zeigen die formen *enkein*, *enhein*.“

tum. Infolgedessen geht Danielsen im Unterschied zu Paul (1879) davon aus, dass *ne-* normalerweise nicht einfach (wie beim Verb) unter Erhaltung der negativen Bedeutung getilgt wurde, sondern dass durch die Entfernung dieses als Negationsmorphems empfundenen Elements quasi eine Polaritätsumkehr stattgefunden habe, mit dem Resultat einer „positive[n] Verwendung“ (Danielsen: 1968: 96), d. h. mit NPI-Funktionalität.<sup>20</sup> Parallel zu DEHEIN wurde Danielsen zufolge auch die neue Form (*c*)*hein* als NPI immer häufiger in negativen Kontexten verwendet, so dass sich die entstandene Opposition zwischen negativem NEHEIN und negativ-polarem KEIN bald wieder auflöste.

Jäger (2008: 261) weist eine Herleitbarkeit von KEIN aus NEHEIN aufgrund distributioneller Erwägungen prinzipiell zurück:

Even if *nehein* possibly formed an additional diachronic source for *kein*, it cannot have been the major source as the distributional facts confirm: *nehein* was never used in [+ affec, – neg], *kein*, on the other hand frequently occurs in these, which supports the hypothesis that it is derived from *dehein(ig)* which was predominantly used in these contexts but also in the scope of negation in OHG. (Jäger 2008: 261)

Da NEHEIN nicht in affektiven, nicht-negativen Kontexten vorkam (d. h. nicht als NPI verwendet wurde), KEIN jedoch sehr wohl, scheidet es laut Jäger als Hauptquelle für KEIN im Gegensatz zu DEHEIN aus: die Tatsache, dass KEIN (wie DEHEIN) auch in der Bedeutung ‚irgendein‘ verwendet wurde, spricht nach dieser Überlegung für eine Herleitung aus DEHEIN und gegen eine Herleitung aus NEHEIN, das nur negativ, in der Bedeutung ‚kein‘, verwendet wurde und deshalb den nicht-negativen Gebrauch von KEIN nicht begründen kann. Diese Schlussfolgerung ist aber eigentlich schon durch Danielsens (1968: 95–96; s. o.) Überlegungen entkräftet: Die gegenüber NEHEIN abweichende Verwendungsweise von KEIN lässt sich aus den dort beschriebenen Analogieeffekten ohne Weiteres erklären. Als weiteres Argument gegen eine Herleitung aus NEHEIN führt Jäger (2008: 261) an, dass dieses vor dem Aufkommen von *dehein* und *kein* als negative Indefinita bereits weitgehend verschwunden gewesen sei (ähnlich Dal 2014: 88), und schließt sich damit im Wesentlichen Behaghels (1913: 180) Argumentation (s. o.) an. Eine entsprechende Chronologie war jedoch schon bei ihm nicht ersichtlich und geht auch aus Jägers Daten nicht hervor (s. Jäger 2008: 262).

Im Anschluss an den empirischen Teil dieses Beitrags (Abschnitt 4) wird anhand der Beläge erörtert, welche der vorgebrachten Hypothesen zur Herlei-

<sup>20</sup> Auf diesem Wege entstandenes *hein* und *chein* haben laut Danielsen (1968: 100) spirantischen Anlaut; KEIN mit Plosiv oder Affrikate (*kein*, *chein*) sei hingegen anders zu erklären (s. nächster Abschnitt).

tung von KEIN aus NEHEIN aufgrund der diachronen und regionalen Befunde verworfen werden können (Abschnitt 5), um in der Folge einen empirisch und theoretisch gangbaren Entwicklungsweg zu skizzieren (Abschnitt 6). Zunächst werden aber weitere Versuche zur Erklärung von KEIN, zunächst durch den auf NEHEIN beruhenden Nebentyp ENHEIN, und schließlich durch DEHEIN, vorgestellt.

### 3.2 ENHEIN<sup>21</sup>

Der Nebentyp ENHEIN beruht auf einer Inversion bzw. Metathese von *ne-* in NEHEIN. Die Darstellungen in der Literatur sind sich weitgehend einig, dass diese Inversion analog zur proklitischen Verbpartikel *ne-* zu sehen ist, bei der derselbe Prozess zu beobachten ist (Gerring 1927: 26–29; Klein/Solms/Wegera 2018: 560),<sup>22</sup> und als Hinweis darauf gewertet werden kann, dass *ne-* in NEHEIN zum Zeitpunkt der Inversion bereits als Negationsmorphem empfunden wurde.<sup>23</sup> Die ersten Belege für invertierte Formen tauchen ab Beginn des Mittelhochdeutschen (und damit zeitgleich mit KEIN) auf (vgl. auch Abschnitt 4).

Gerring (1927) knüpft beim Versuch der Herleitung von KEIN an einen Erklärungsansatz von Bachmann (1886) an, der vom (im Westmittel- und -oberdeutschen) häufigen ENHEIN ausgeht,<sup>24</sup> insbesondere in dessen Form *enchein* bzw. *enkein*. Gerring (1927: 111) zufolge kam es in der Kombination Nasal + [x] zur Affrizierung des Frikativs „in den meisten schweizerdeutschen Dialekten“.<sup>25</sup> Während Gerring (1927: 40–44) von Lautwandel im engeren Sinne ausgeht, vermutet Danielsen (1968: 97) – ähnlich wie bei Grimms und van Heltens Herleitung von KEIN aus NEHEIN – „eine spontane Substitution“, „[d]a die in ‚enchein‘ auf-

<sup>21</sup> Hierher gehören auch den wmd. und wod. Formen mit geschwundenem *n*, z. B. *ekein* (vgl. *Schweizerisches Idiotikon* III: 317; Klein/Solms/Wegera 2018: 562).

<sup>22</sup> Laut Danielsen (1968: 95) wurde in NEHEIN „die ganze mhd. Periode hindurch das Element ‚ne-‘ sowohl funktionell wie lautlich nach denselben Gesetzen behandelt wie die vor dem Verbum finitum stehende negative Partikel ‚ne-‘.“

<sup>23</sup> Mit Grimm (1831: 70) „hätte das schwanken der einfachen negation zwischen den formen *ne* und *en* auf die pronominalbildung *nechein* gar nicht einwirken dürfen, da sie aus *nech-ein*, nicht aus *ne-chein* hervorgegangen war; doch dieser organismus war längst verdunkelt und es begann ein ganz analoger wechsel der gleichbedeutigen formen *nechein* und *enchein*.“

<sup>24</sup> Daneben sieht er jedoch auch isolierte Anzeichen für aus *dechein* gekürztes *chein* mit Frikativ (Gerring 1927: 115).

<sup>25</sup> Danielsen (1968: 98) zufolge entsprach dieser im Alemannischen stattfindenden Affrizierung Ersatz durch einen Plosiv „sonst überall auf hochdeutschem Boden, wo Inversionsformen sich entwickelt hatten oder später eindringen“.

tretende Lautverbindung n + spirantisches ch [...] unter den spezifischen Akzentverhältnissen dem ganzen deutschen Sprachgebiete fremd war“ (Danielsen 1968: 97). Es folgte Kürzung um *en-* unter Bewahrung der neu entstandenen Affrikate (vgl. auch Gerring 1927: 112) und Ausbreitung in den Rest des hochdeutschen Raums (vgl. Gerring 1927: 116–120), wobei die Affrikate gegebenenfalls durch den behauchten Plosiv ersetzt wurde. So sei schließlich, „vom Anfang des 14. Jh.s an“, auch das im Bairischen schon vorhandene, frikativisch anlautende<sup>26</sup> *chein*, das laut Danielsen (1968: 100) entstanden war, „indem das alte ‚ne-‘ einfach vor der Spirans geschwunden ist“, durch die Variante mit Verschlusslautung ersetzt worden (vgl. Danielsen 1968: 101–102).

Für die Erhärtung dieser Vermutung müsste sich zeigen lassen, dass eine entsprechende zeitliche Abfolge und Kontinuität von *enchein*, *enkein* und *kein* im vermuteten Ursprungsgebiet besteht. Klein/Solms/Wegera (2018: 553) weisen jedoch bereits darauf hin, dass der von Gerring (1927: 44, 111) angenommene „zeitliche Vorsprung von *enkein* [...] auf einer veralteten Datierung“ beruht. Wie in Abschnitt 4 zu sehen sein wird, ist die Form *kein* bereits vor *enkein* – und von Beginn an wesentlich häufiger – belegt.

### 3.3 DEHEIN

DEHEIN kommt innerhalb der westgermanischen Sprachen nur im Hochdeutschen vor (vgl. Fobbe 2004: 138; Klein/Solms/Wegera 2018: 552)<sup>27</sup> und erscheint im Althochdeutschen u. a. als *dehein*, *thehein*, *dechein*, *thihhein*, *thohhein* und *dohein* (sowie – wie NEHEIN – in Gestalt von um *-ig* erweiterten Formen). Die Herkunft des Bestandteils *theh-/thih-/thoh-* gilt als ungeklärt (vgl. Lloyd/Lühr/Springer 1998: 562; Mettke 2000: 170; Braune 2004: 253;<sup>28</sup> Klein/Solms/Wegera 2018: 552); Jäger (2008: 189) spricht von einer Kontroverse. Erwogen wird unter anderem ein Anschluss an den ie. Pronominalstamm *\*te-*, *\*to-* in Verbindung mit germ. *\*(u)χ<sup>(u)</sup>* (wie bei NEHEIN) + *ein* (vgl. Fobbe 2004: 139; Pfeifer 2005: 647) oder eine Zusammensetzung aus ahd. *doh* + *ein* (vgl. Wackernagel 1840: LXXXV). Wackernagels Überlegung scheint – trotz Behaghels (1913: 178) Kritik – plausibel (vgl. auch Gerring 1927: 56), da sich aus der Bedeutung ‚wenigstens‘ von *doh*

<sup>26</sup> So auch Gerring (1927: 95). Ob *chein* tatsächlich frikativisch zu lesen ist, ist unklar (s. auch Abschnitt 3.3).

<sup>27</sup> Ihm entspricht funktional gemeinwestgermanisch das Äquivalent *einig* (vgl. engl. *any*); s. auch Anm. 6. Die Bildung *sihein*, *sohein* etc. hingegen „kommt nur in thür.-hess. Quellen [...] und bei hd. schreibenden Niederdeutschen vor“ (Paul 2007: 228).

<sup>28</sup> Interessanterweise fehlt dieser Hinweis in der neueren Auflage, Braune (2018).

zusammen mit *ein* die ahd. Verwendung von DEHEIN als NPI – d. h. analog zu engl. *any*, nicht *some* (vgl. Jäger 2008: 181–183, 189–192) – ergibt (wenigstens ein, zumindest ein\*) (vgl. auch DWB V: 458; Weinhold 1883: 542);<sup>29</sup> diese Herleitung erklärt jedoch noch nicht die Formen mit *i* und *e*. Diese werden u. a. in Analogie zu *nihein*, *nehein* erklärt (vgl. Lloyd/Lühr/Springer 1998: 562–563, Jäger 2008: 189), können jedoch auch mit denselben Effekten der schwachtonigen Position erklärt werden wie dort (s. Abschnitt 3.1).

Der Konsonantismus in DEHEIN scheint sich auf den ersten Blick ganz parallel zu dem in NEHEIN entwickelt zu haben (vgl. auch Lloyd/Lühr/Springer 1998: 562; Klein/Solms/Wegera 2018: 560), sowohl was die Herkunft und Weiterentwicklung des intervokalischen Obstruenten als auch die Rolle der Resilbifizierung (vgl. Anm. 13) angeht (s. jedoch Abschnitt 4). Auch hier finden wir im Althochdeutschen Schreibungen, die auf die ursprüngliche Lage der Silbengrenze nach dem velaren Obstruenten hindeuten (*thoh ein* bei Otfrid, *doh ein* bei Notker; zit. nach Gerring 1927: 56), sofern hier keine morphologisch motivierte Segmentierung zugrunde liegt, und spätere Schreibungen, die auf eine Verschiebung der Silbengrenze hinweisen, wie etwa *de chēina*, *de hēin* (Williram von Ebersberg: Hoheliedkommentar (Br/B), Cod. R 347, 7<sup>r</sup>, 33<sup>r</sup>).

Für die mögliche Entstehung von KEIN aus DEHEIN gibt es im Wesentlichen zwei verschiedene Erklärungsansätze. Der erste besteht darin, dass die Variante *dekein* um *de-* gekürzt worden sei (s. etwa Paul 2007: 228; analog Behaghel 1927: 274 für die Möglichkeit von *hein* aus der Variante *dehein*; für ähnliche Überlegungen s. Walch/Häckel 1988: 461 und Lloyd/Lühr/Springer 1998: 562). Klein/Solms/Wegera (2018: 554) gehen von einfachem „Fortfall“ von *de-*, *ne-* in DEHEIN, NEHEIN ab dem 11. Jahrhundert aus. Das resultierende *hein*, *chein* habe dann (wie auch die beiden Vollformen) durch Lautsubstitution einen Wandel zu *k*-haltigen Formen erfahren:

In [dæxein], [nə-, ənxein], [xein] stand der Frikativ [x] im Anlaut einer betonten Silbe; da er dort sonst nicht vorkam, trat der in dieser Position gewöhnliche, phonetisch nächstliegende Laut für ihn ein: [k] (md.), [kh] oder [kχ] (obd.). (Klein/Solms/Wegera 2018: 552–553)

Dabei sei für obd. *chein* „unentscheidbar, ob der initiale Kons. schon [kχ] oder noch [x] ist“ (Klein/Solms/Wegera 2018: 553).

Gerring (1927: 61) lehnt diese Überlegung ohne klare Begründung ab (wohl wegen der besonderen Lautverhältnisse im Schweizerdeutschen; s. Abschnitt 6.2). In der jüngeren Literatur (z. B. Jäger 2008: 261; Szczepaniak 2011: 52–53) popu-

<sup>29</sup> Eine Umdeutung des Bestandteils *doh* von ‚bis jetzt‘ zu ‚und nicht‘, wie bei Lloyd/Lühr/Springer (1998: 563) angegeben, ist hierfür nicht nötig.

lärer ist die auf Behaghel (1913: 180) zurückgehende Herleitung von KEIN aus synkopiertem mhd. *dhein*, die Jäger (2008: 261) als „a straightforward phonetic development“ bezeichnet: „Mhd. *dehein* ist frühzeitig zu *dhein* geworden, so daß daraus *kein* entstehen konnte“ (Behaghel 1913: 180). Konkret führt dieser Annahme zufolge Schwund des unbetonten *e* in mhd. *dehein* zur oberdeutschen Form *dhein*, die in weiterer Folge (laut Jäger 2008: 261 durch Assimilation von *d* an *h*) zu *kein* wird. Jäger (2008: 261) spricht von „place assimilation of an initial dental to a following fricative“. Erforderlich für eine solche Assimilation ist es, von einem velaren Frikativ auszugehen (vgl. auch Bachmann 1886: 37; *Schweizerisches Idiotikon* III: 319; Walch/Häckel 1988: 461) – eine entsprechende Ausgangsform *dchein* ist im Mittelhochdeutschen selten belegt, erscheint aber in rezenten schweizerdeutschen Dialekten (vgl. Bachmann 1886: 37; *Schweizerisches Idiotikon* III: 319) –, wohingegen Gerring (1927: 109) auch Assimilation von *d* + glottalem *h* zu einer velaren Affrikate für möglich hält.<sup>30</sup>

Unabhängig von der formalen Herleitung spricht für einen Ursprung von KEIN aus DEHEIN, dass beide Formen praktisch funktionsidentisch und in denselben Kontexten verwendet wurden. Beide waren NPIs und traten in (negativen wie nicht-negativen) affektiven Kontexten auf, so dass eine Kontinuität der beiden Formen plausibel erscheint. Dennoch gibt es Probleme beim direkten Anschluss von KEIN an DEHEIN, welche sich vor allem aufgrund der Chronologie ergeben, denn *dhein* erscheint erst lang nach dem ersten Auftreten von KEIN. Die frühesten Formen von KEIN sind – mit *ch-* oder *h-* – belegt im 11. Jahrhundert bei Otloh (vgl. Danielsen 1968: 95) und im Leidener Williram (vgl. van Helten 1897, 452; Sanders 1974: 223); die graphische Variante mit *k-* ist laut Danielsen (1968: 98) ab dem 13. Jahrhundert nachweisbar und wird im 14. Jahrhundert über-

**30** Wahrscheinlicher als eine rein lautliche Assimilation scheint in Anbetracht der Beleglage (s. auch Abschnitt 4) und der beteiligten Artikulationsorte, dass es sich hier um einen Fall von Lautersatz handelt. Synkope von schwachtonigem *e* zwischen [d] und [h] führt zunächst zur Lautfolge [dh] bzw. [dʰ], die im Anlaut sonst nicht vorkam und deshalb wohl tendenziell instabil war. Lautlich liegt zunächst eine Fortisierung des [dʰ] zu [tʰ] nahe (vgl. etwa den Beleg *thain* bei Sparmann 1961: 80; s. auch *Schweizerisches Idiotikon* III: 316 fürs Schweizerische und Walch/Häckel 1988: 462–463 fürs Frühneuhochdeutsche). Behauchtes *t* war – ebenso wie behauchtes *p* – im Oberdeutschen anlautend jedoch ebenfalls unbekannt: germ. *\*t* war oberdeutsch anlautend zur Affrikate *z* verschoben worden, germ. *\*d* erscheint dort als *t* und ist bis heute unbehaucht (Analoges gilt für germ. *\*p* > *pf* bzw. *\*b* > *p*). Der einzige behauchte Plosiv im Oberdeutschen war (und ist) *k* [kʰ]. Es entwickelte sich vermutlich über eine Zwischenstufe als Affrikate [kx] aus germ. *\*k* (vgl. Braune 2018: 187). Die einzige Möglichkeit, einen systemkonformen behauchten Plosiv im Anlaut zu realisieren, war also *k* (eine analoge Entwicklung beschreibt König (2001) mit Belegen aus dem Schwäbischen). Dies erklärt auch das Fehlen von Belegen der sonst zu erwartenden Form *\*tein*: *t* kam im Anlaut nur unbehaucht vor, und somit wäre <*t*> zur Bezeichnung des behauchten Plosivs ungeeignet gewesen.



regional (mit den Ergebnissen in Abschnitt 4 können diese Entwicklungen je etwa ein Jahrhundert früher datiert werden). Synkopierte Formen von DEHEIN sind jedoch erst ab Mitte des 13. Jahrhunderts (zunächst selten) belegt (vgl. Gerring 1927: 110; s. auch Abschnitt 4). Allgemein tritt Vorsilbensynkope vor Obstruenten im Oberdeutschen erst in „der späteren Zeit“ (Paul 2007: 112) des Mittelhochdeutschen auf. Synkopiertes DEHEIN wäre somit für das 11. Jahrhundert zumindest ungewöhnlich, selbst wenn man mit Behaghel (1913: 180) davon ausgeht, dass DEHEIN „frühzeitig zu *dhein* geworden“ ist (vgl. auch Gerring 1927: 110, der aufgrund der Beleglage weitere Argumente gegen diese Herleitung anführt).

4 Korpusauswertung

Im Folgenden wird die räumliche und zeitliche Verteilung der einzelnen Formen der vier Typen NEHEIN, ENHEIN, DEHEIN und KEIN untersucht, um mögliche Entwicklungswege identifizieren und ungängbare ausschließen zu können. Das Aufkommen von KEIN und die Ablösung von NEHEIN fanden im Mittelhochdeutschen statt. Diese Periode steht deshalb im Zentrum dieser empirischen Untersuchung. Als Korpus wird das *Referenzkorpus Mittelhochdeutsch* (ReM; Klein et al. 2016) verwendet, das aufgrund seiner diatopischen und diachronen Gliederung besonders gut geeignet ist, um das Aufkommen und die Ausbreitung neuer sprachlicher Formen zu untersuchen. Außerdem bietet es durch seine zuverlässige Annotation die Möglichkeit, gezielt nach den verschiedenen Typen und deren Auftreten in verschiedenen räumlichen und zeitlichen Kontexten zu suchen. Tab. 1 zeigt den Umfang des Korpus aufgliedert nach Teilregion und Zeitabschnitt.

Tab. 1: Übersicht über die Textmengen (Anzahl der Tokens) in den einzelnen regionalen Teilkorpora von ReM (I und II stehen jeweils für die erste und zweite Hälfte eines Jahrhunderts)

	Wmd.	Omd.	Nod.	Wod.	Ood.	Summe
11. Jahrhundert	272	0	17.145	3.481	34.207	55.105
12. Jahrhundert I	27.155	0	0	7.076	43.616	77.847
12. Jahrhundert II	74.318	3.584	150	92.921	434.711	605.684
13. Jahrhundert I	150.955	53.695	345	144.523	305.333	654.851
13. Jahrhundert II	225.977	45.908	524	164.771	171.166	608.346
14. Jahrhundert I	191.074	118.533	166.488	125.367	136.881	738.343
14. Jahrhundert II	18.009	27.106	27.674	26.308	0	99.097
Summe	687.760	248.826	212.326	564.447	1.125.914	2.839.273



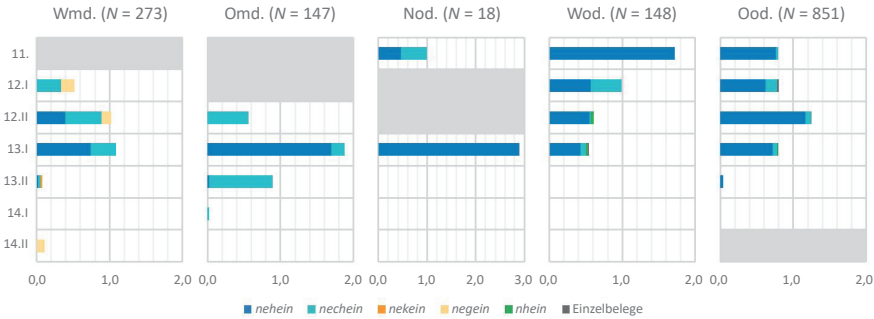
Bei der Auswertung von ReM werden zunächst die einzelnen Formen der verschiedenen Typen betrachtet, um in der Folge die Chronologie und räumliche Verteilung der Typen zu untersuchen. Für die Abfrage wurde die Suchmaske ANNIS ([linguistics.rub.de/annis/annis3/REM/](http://linguistics.rub.de/annis/annis3/REM/)) verwendet. Über die Lemmazuordnung (*neh-èin, deh-èin, kèin*) wurden zunächst die einzelnen Treffer für die jeweilige Region und Zeit ermittelt und dann aufgrund der jeweiligen Oberflächenformen der einzelnen Belege den verschiedenen Typen und ihren Varianten zugeordnet. Wo für einen gegebenen Zeitabschnitt keinerlei Textmaterial zur Verfügung steht, ist dies in den folgenden Darstellungen (Abb. 1–5) durch graue Hinterlegung angezeigt.

NEHEIN und ENHEIN werden, obwohl Letzteres aus Ersterem hervorging, getrennt betrachtet. Bei DEHEIN und KEIN wurde bei der Auswertung nicht zwischen Verwendung von als n-Indefinitum und NPI unterschieden; hierfür wird auf entsprechende Zahlen aus Klein/Solms/Wegera (2018) zurückgegriffen, die auf dem Korpus der Mittelhochdeutschen Grammatik, MiGraKo (<https://www.ruhr-uni-bochum.de/wegera/MiGraKo/>, 24.04.2020), einem ausgewogenen Subkorpus von ReM, beruhen (s. Abschnitt 6.1). Die einzelnen Varianten der vier Typen unterscheiden sich im Wesentlichen durch die graphische Realisation des Obstruenten der zweiten Silbe sowie gegebenenfalls Veränderungen in der ersten Silbe (wie Synkope von *e* oder Schwund von *n*); diese Varianten sind in Abb. 1–4 farblich kodiert. Vokalische Unterschiede in der zweiten Silbe wurden nicht berücksichtigt. Die folgenden Diagramme geben die relative Häufigkeit der einzelnen Formen – normalisiert auf Werte pro 1.000 Tokens – wieder.<sup>31</sup> Dies erlaubt die Erfassung der relativen Zahlenverhältnisse und Häufigkeiten und gewährleistet gleichzeitig die Vergleichbarkeit der Werte für die einzelnen Regionen und Zeitabschnitte. Die absoluten Fallzahlen werden für jede Region in der jeweiligen Überschrift angegeben. Die Kürzel 12.I, 12.II etc. stehen jeweils für die erste bzw. zweite Hälfte des jeweiligen Jahrhunderts.

Bei den Varianten von NEHEIN fällt zunächst auf, dass die Form *negein* ausschließlich im Westmitteldeutschen vorkommt,<sup>32</sup> fast ausschließlich im

<sup>31</sup> Im Nordoberdeutschen kommt es aufgrund geringerer Textmengen im 12. und 13. Jahrhundert zu größeren Ausschlägen der normalisierten Werte (der hohe Wert im 14. Jahrhundert in Abb. 3 ist jedoch immerhin durch 373 Belege gestützt). Aus diesem Grund werden fürs Nordoberdeutsche gegebenenfalls von den anderen Regionen abweichende Skalierungen der x-Achse verwendet. Für ENHEIN gibt es im Nordoberdeutschen keine Belege.

<sup>32</sup> Die Graphie mit <g> steht vermutlich für einen (laut Gerrig (1927: 32) palatalen) stimmhaften Frikativ (vgl. Paul 2007: 158; s. auch Moser 1951: 283; Braune 2018: 193; 232–233; vgl. auch die wmd. frikativische Aussprache von -*gen* noch im 18. Jahrhundert; vgl. Elspaß 2005: 342). Walch/Häckel (1988: 462) gehen im Frühneuhochdeutschen fürs Ripuarische bei den *g(h)*-Schreibun-



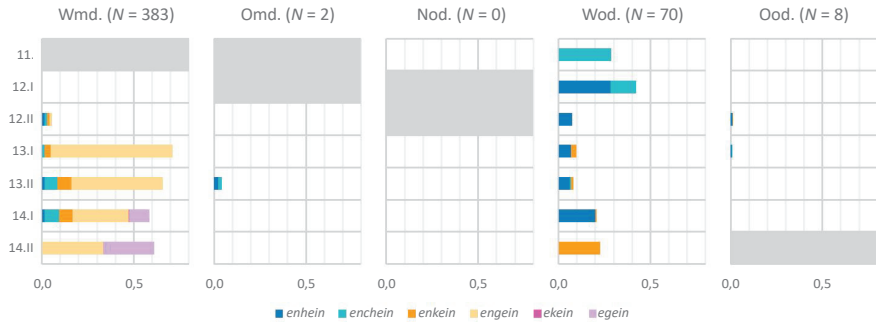
**Abb. 1:** Diachrone Häufigkeit der einzelnen Formen des Haupttyps NEHEIN (pro 1.000 Tokens) in den fünf Hauptregionen des Mittelhochdeutschen (ReM)

12. Jahrhundert.<sup>33</sup> Die Graphien mit *h* treten in allen Regionen auf, v. a. jedoch im Oberdeutschen, wo ab Mitte des 13. Jahrhunderts praktisch keine Fälle des Typs NEHEIN mehr vorkommen (vgl. auch Behaghel 1913: 179–180; Klein/Solms/Wegera 2018: 559). Im Ostmitteldeutschen hält sich NEHEIN in der Form *nechein* noch etwa ein halbes Jahrhundert länger. Insgesamt scheint die Variante mit *ch* eher mitteldeutsch zu sein, wenngleich sie auch im Oberdeutschen vorkommt. *Nekein* ist mit insgesamt sechs Fällen (wmd., 13.II; möglicherweise gehört hierher auch ein Fall von *nekhein*, wod., 13.I) äußerst selten belegt (vgl. auch Danielsen 1968: 101),<sup>34</sup> ähnlich spärlich ist *nhein* mit insgesamt zwölf Treffern (wod., 12.II und 13.I sowie ood., 13.I).

gen hingegen von einem „gutturalen Verschlusslaut“ aus. Im Altniederdeutschen und Mittelniederländischen tritt eine vergleichbare Form auf (s. Grimm 1831: 70; Behaghel 1913: 178; Lloyd/Lühr/Springer 1998: 562); vgl. auch nl. *geen*. Möglicherweise handelt es sich um eine Lenisierung von [x] als Folge der intervokalischen Stellung vor betonter Silbe (allerdings „kaum ein echter grammatischer Wechsel“ (Kluge 2011: 486), wie Behaghel (1913: 178) annimmt, sondern „im Satz-tiefton entstanden“). Abweichend erklärt Danielsen (1968: 103) die wmd. Formen mit stimmhaftem Frikativ durch Hiatervermeidung in einer Zusammensetzung aus *ni* + *ein*, die Formen wie *nein*, *nejein* etc. belegen sollen (s. auch Sanders 1974: 223).

**33** Die zwei Belege Ende des 14. Jahrhunderts stehen womöglich unter Einfluss des wesentlich häufigeren *engein*; (s. u.).

**34** „Die Formen *nikein* und *niekein* [...] wie auch das einmalige *nekhein* [...] sind vielleicht als Kontaminationsformen von *nehein*, *enkein* zu fassen“ (Gerring 1927: 36). Dagegen ist die Vermutung von Danielsen (1968: 113), *dekein* sei in Analogie zu *nekein* gebildet, vor dem Hintergrund der Seltenheit von *nekein* (und der Häufigkeit von *dekein*; s. Abb. 3) wohl nicht zutreffend.



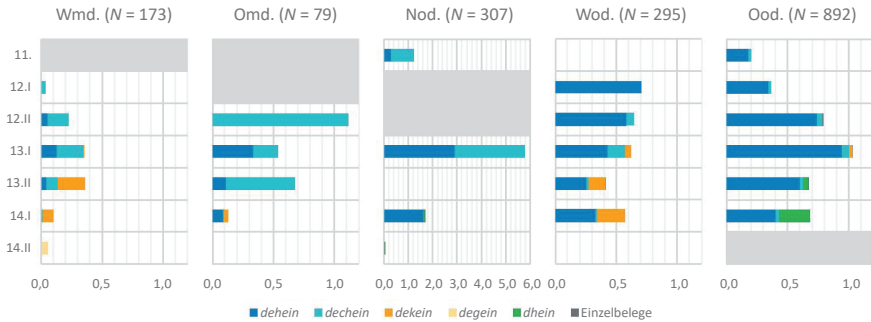
**Abb. 2:** Diachrone Häufigkeit der einzelnen Formen des Nebentyps ENHEIN (pro 1.000 Tokens) in den fünf Hauptregionen des Mittelhochdeutschen (ReM)

Der invertierte Nebentyp von NEHEIN, ENHEIN, kommt fast ausschließlich in den westlichen Teilkorpora vor (vgl. auch Gerring 1927: 40). Er tritt ab dem 11. Jahrhundert im Westoberdeutschen als *enchein*,<sup>35</sup> später *enhein*, ab Ende des 12. Jahrhunderts auch im Westmitteldeutschen auf, wo er vor allem in der Form *engein* vertreten ist, welche wohl auf *negein* zurückgeht (s. o.). Während er im Westoberdeutschen bis ins 14. Jahrhundert als *enhein* und später als *enkein* in Verwendung bleibt, ist die Form mit *g* im Westmitteldeutschen durch das gesamte 13. und 14. Jahrhundert hindurch recht häufig in Verwendung. Die Formen mit geschwundnem Nasal, *ekein* und *egein*, sind im Korpus ausschließlich westmitteldeutsch; Ersteres ist mit nur einem Fall in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts belegt, Letzteres nimmt im 13. Jahrhundert zu und stellt sich zunehmend neben *gein* (s. Abb. 4). Insgesamt zeigt das Westmitteldeutsche eine starke Präferenz für *g*-haltige Formen.

Formen von DEHEIN kommen in allen Regionen vor. Im Westoberdeutschen wird anfängliches *dehein* nach und nach durch *dechein* und *dekein* ergänzt,<sup>36</sup> im Ostoberdeutschen bleibt *dehein* hingegen gegenüber seltenerem *dechein* und einzeltem *dekein* (acht Mal, 12.II und 13.I) über die meiste Zeit Mehrheitsvariante. Ab der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts tritt dort die synkopierte Form *dhein* auf, „eine vornehmlich oobd. Kennform“ (Klein/Solms/Wegera 2018: 554), die

<sup>35</sup> Im Gegensatz dazu schreibt Danielsen (1968: 97): „Die ersten im Alemannischen auftretenden Inversionsformen sind durchgeführt ‚enhain‘, ‚enhein‘ geschrieben“.

<sup>36</sup> Die Variante mit <k> repräsentiert in den südalemannischen Gebieten vermutlich – wie im Frühneuhochdeutschen (vgl. Moser 1951: 288) – eine frikativische Lautung, denn diese Graphie stand infolge der Extremverschiebung (vgl. Braun 2018: 186) silbenanlautend für [x]. Umgekehrt „kann man sich fragen, ob *ch* nicht etwa für *k* steht“ (Gerring 1927: 90).



**Abb. 3:** Diachrone Häufigkeit der einzelnen Formen des Haupttyps DEHEIN (pro 1.000 Tokens) in den fünf Hauptregionen des Mittelhochdeutschen (ReM)

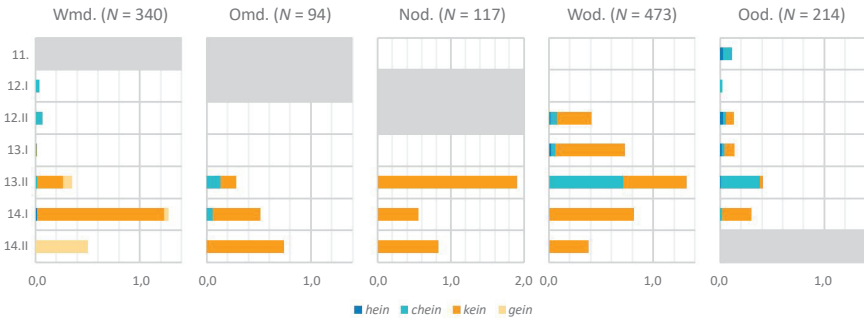
auch westoberdeutsch (13.II) einmal belegt ist.<sup>37</sup> Für das Ostmitteldeutsche typisch scheint (das jedoch auch im Westmittel- und Nordoberdeutschen häufiger vorkommende) *dechein* zu sein, neben dem von 13.II bis 14.II auch *dehein* auftritt;<sup>38</sup> *dekein* kommt vier Mal vor (14.II). Im Westmitteldeutschen, wo DEHEIN zumindest teilweise fremd war (vgl. Anm. 6), kommen zunächst relativ selten die Formen *dechein* und *dehein* vor, ab ca. 1300 auch *dekein*; Ende des 14. Jahrhunderts ist einmal *degein* belegt (vermutlich unter Einfluss von *engein*; vgl. auch Anm. 33).

Der Typ KEIN tritt insgesamt am häufigsten in der Form *kein* auf und zeigt einen quantitativen Schwerpunkt im Westoberdeutschen; die frühesten Belege stammen jedoch aus dem Ostoberdeutschen in den Formen *hein* und *chein*. Auch im Westmitteldeutschen kommt *chein* schon früh vor.<sup>39</sup> Die Form *kein* ist ab Mitte des 12. Jahrhunderts zuerst (häufiger) im West- und (seltener) im Ostoberdeutschen belegt (zur Ausbreitung s. auch Gerring 1927: 116–120; Klein/Solms/Wegera 2018: 554). Die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts bildet in denselben Gebieten einen temporären, relativen Hochpunkt für *chein*, das sonst eher

<sup>37</sup> „Die synkopierte Form *dhein*, die dem Bair.-Österr. besonders charakteristisch ist, findet man im Alem. selten.“ (Gerring 1927: 80)

<sup>38</sup> Gerring (1927: 90) interpretiert *dehein* im Mitteldeutschen als „eine vom Oberdeutschen übernommene Schreibung [...], die im Widerstreit mit der als echtmundartlich anzusetzenden Aussprache stand“.

<sup>39</sup> Der früheste, ‚positive‘ wmd. Beleg in der mittelfränkischen Reimbibel kann oberdeutsch bedingt sein. Im Leidener Williram gibt es vier Fälle des „für *de(c)hēin* (W) eintretenden *chein*, *cheyn* [...]“. In Anknüpfung an [...] *neghein* könnte man die Kurzform – mit vorlagenbedingter *ch*-Schreibung – dem mnl. *gheen* (nl. *geen*) vergleichen; es kann sich aber auch um einfachen Wegfall des *de-* in dem offensichtlich unbekannten *dechēin* (W) handeln.“ (Sanders 1974: 223)



**Abb. 4:** Diachrone Häufigkeit der einzelnen Formen des Haupttyps KEIN (pro 1.000 Tokens) in den fünf Hauptregionen des Mittelhochdeutschen (ReM)

selten belegt ist. Ostmitteldeutsch und Nordoberdeutsch treten erste Fälle von KEIN ab Mitte des 13. Jahrhunderts auf; zur selben Zeit im Westmitteldeutschen kommt, wie dort, die Form *kein* erstmals in nennenswertem Ausmaß auf, hier jedoch begleitet von *gein*, das wohl in Abhängigkeit von *engein* zu sehen ist und *kein* während des 14. Jahrhunderts ablöst. Ostmitteldeutsch kommt neben *kein* auch *chein* vor, das durch Ersteres im 14. Jahrhundert vollständig verdrängt wird.

Vergleicht man die Ergebnisse für die einzelnen Typen miteinander, fällt zunächst auf, dass die Verteilung der jeweils entsprechenden konsonantischen Varianten unterschiedlich ist. Es wird deutlich, dass die Einschätzung von Klein/Solms/Wegera (2018: 560), bei NEHEIN bzw. ENHEIN und DEHEIN seien „[d]ie Varianten mit *-h-*, *-ch-*, *-k-* [...] nach Zeit und Raum ähnlich verteilt“, <sup>40</sup> nicht aufrechtzuerhalten ist. So sind Formen mit *g* im Westmitteldeutschen vor allem beim invertierten Typ ENHEIN anzutreffen, deutlich weniger häufig bei NEHEIN und praktisch gar nicht bei DEHEIN. Während Formen mit *k* bei NEHEIN so gut wie überhaupt nicht belegt sind, sind sie bei DEHEIN im Westmittel- und -oberdeutschen nicht selten. Obwohl der fragliche Konsonant wohl denselben Ursprung hat (germ. \*χ), kann also keinesfalls davon ausgegangen werden, dass sich NEHEIN/ENHEIN und DEHEIN bezüglich der Entwicklung ihres Konsonantismus analog verhalten.

<sup>40</sup> Klein/Solms/Wegera (2018: 553) unterscheiden bei der Darstellung der Zahlen für *h-*, *ch-* und *k-* Formen leider nicht zwischen den Lexemen DEHEIN und NEHEIN/ENHEIN, so dass nicht klar wird, ob dort ebenfalls Unterschiede bestehen, und eine Gleichförmigkeit der Entwicklung zumindest suggeriert wird.

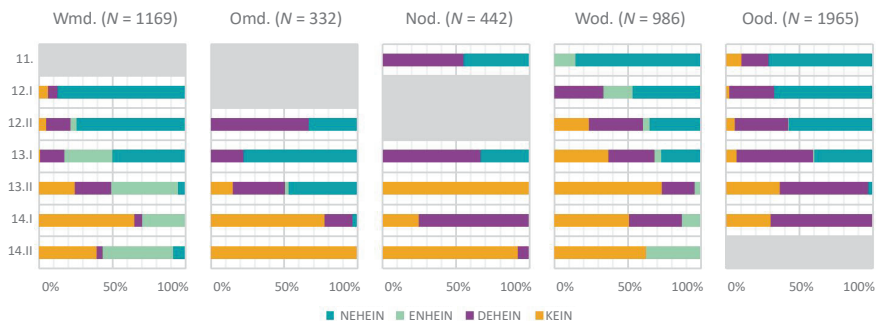
Diese Diskrepanzen im Konsonantismus v. a. zwischen NEHEIN und den anderen Typen dürfte dadurch zu begründen sein, dass Ersteres „etwa seit dem Ende des 12. Jahrh. [...] im Hd. fast gänzlich [verschwindet]“ (Behaghel 1923: 425) und spätere Belege in den meisten Regionen demnach als konservativ-schriftliche Formen anzusehen sind. Damit konnte sich die ältere Form mit *h* zumindest bis 13.I besser halten als bei den anderen Typen, wo sie etwa ab dieser Zeit zunehmend gegenüber *g*-, *k*- und *ch*-Formen in den Hintergrund trat, bevor sie im Lauf von 13.II auch aus den Korpusquellen verschwindet. Mit Blick auf das Westmitteldeutsche bemerkt Gerring (1927: 33), dass die meisten Fälle von NEHEIN mit *h* „hauptsächlich in solchen Hss. erscheinen, die entweder nach auswärtigen Vorlagen hergestellt sind oder unverkennbar [...] einem nicht mundartlichen Schreibusus folgen“, und deutet sie folglich als Fälle „traditioneller Schreibung“ und Ausdruck eines „zähen Konservatismus“; teils meint er in der Präferenz für *nehein* die „bewusste Tendenz des Schreibers nach einer von der Ma. unabhängigen Schriftsprache“ (Gerring 1927: 34) zu erkennen. Für das Alemannische stellt Gerring (1927: 50) fest, dass die Formen des invertierten Typs ENHEIN „mit Vorliebe in der Prosa erscheinen, während die poetische Literatur sich ablehnend gegen sie verhält“ und stattdessen NEHEIN bevorzugt. Dies deutet ebenfalls darauf hin, dass es sich bei NEHEIN eine literarisch konnotierte, schriftlich-konservative Variante handelte. Das etwas längere und stabilere Fortbestehen von NEHEIN im Ostmitteldeutschen (vgl. Klein/Solms/Wegera 2018: 559) in ReM deutet zusammen mit dem dortigen Wechsel mit *ch*-Formen jedoch auf eine größere Lebendigkeit von NEHEIN in diesem Gebiet hin.

Abb. 5 zeigt die vier verschiedenen Typen – ungeachtet der jeweils beteiligten Formen – im diachron-diatopischen Überblick (s. auch Klein/Solms/Wegera 2018: 559).<sup>41</sup>

Der moderne Typ KEIN ist zum Ende des Untersuchungszeitraums in allen Gebieten etabliert und hat sich im Ostmittel- und Nordoberdeutschen gegenüber den anderen Typen durchgesetzt. Am frühesten behauptet er sich im Westoberdeutschen, wo er „schon früh eine gesicherte Stellung gehabt zu haben [scheint]“ (Gerring 1927: 119). Im Ostoberdeutschen, wo sich KEIN am zögerlichsten verbreitet, ist DEHEIN Mitte des 14. Jahrhunderts noch stark vertreten,<sup>42</sup> im Westmit-

<sup>41</sup> Die Zusammenführung der vier Typen in einer Darstellung soll nicht suggerieren, dass diese funktionsidentisch bzw. Varianten derselben Variablen wären. Es handelt sich dabei lediglich um eine Übersicht über die quantitative Verteilung der graphischen Formen in verschiedenen Regionen und Zeitabschnitten.

<sup>42</sup> Nach Gerring (1927: 118) ist KEIN „gegen die Mitte des [14.] Jahrhunderts auf dem ganzen [bair.] Gebiete in der Umgangssprache eingebürgert“.



**Abb. 5:** Relative Häufigkeiten der vier Typen in den fünf Hauptregionen des Mittelhochdeutschen (ReM)

tel- und Westoberdeutschen besteht noch Konkurrenz durch ENHEIN,<sup>43</sup> das dort relativ gesehen sogar etwas zunimmt.

## 5 Schlussfolgerungen

Ausgehend von der Beleglage und bisherigen Erkenntnissen wird zunächst besprochen, welche der bestehenden Hypothesen bzw. Argumentationen ganz oder teilweise entkräftet werden können, um im nächsten Abschnitt wahrscheinliche Entwicklungswege nachzuzeichnen.

Zu verwerfen ist zunächst Pauls (1879: 559) Behauptung, KEIN leite sich von *nekein* ab: *Nekein* ist viel zu selten (vgl. auch Danielsen 1968: 101) und zu spät belegt, um als Ursprung von KEIN infrage zu kommen (wie auch schon von Gerring 1927: 41 vermutet).<sup>44</sup>

Auch die Hypothese, dass KEIN eine Kürzung der Form *dekein* darstellt (s. etwa Paul 2007: 228), ist angesichts der Beleglage auszuschließen (wie schon von Paul (1879: 559) und Gerring (1927: 61) argumentiert), denn KEIN (*kein*) tritt deutlich früher – und dabei häufiger – als *dekein* auf (und nicht etwa gleichzeitig, wie bei Gerring (1927: 61) und Klein/Solms/Wegera (2018: 552)).

<sup>43</sup> „Die *en-*, *in-*Formen [...] drängen die mit *ne-*, *ni-* immer weiter zurück“ (Klein/Solms/Wegera 2018: 560; vgl. auch 561).

<sup>44</sup> Das rezente, oft zitierte Solothurner *nekein* ist nach Angaben des *Schweizerisches Idiotikons* (III: 319) „nach Art des unbest. Art. geformt“ und würde demnach keine Fortsetzung von mhd. *nekein* darstellen (anders Lühr 2017: 955).

Behaghels (1913: 180) Argumentation gegen NEHEIN als Quelle, da es bereits vor dem Aufkommen von KEIN weitgehend geschwunden gewesen sei (so auch Jäger 2008: 261 und Dal 2014: 88), kann mit den vorliegenden Daten entkräftet werden, da die Belegzeiträume von NEHEIN und KEIN in allen Gebieten mit Ausnahme des Nordoberdeutschen deutlich überlappen.

Jägers (2008: 261) distributionelles Argument, das besagt, dass KEIN nicht (wesentlich) von NEHEIN abgeleitet sein könne, weil sich die Verteilungen unterscheiden (NEHEIN nur in negativen, KEIN auch in bloß affektiven Kontexten), ist schon mit Danielsens (1968: 95–96) Herleitung hinfällig. Wie er gezeigt hat, ist die negativ-polare Funktion von KEIN durch Rückableitung von NEHEIN, wenn man die Hinweise auf die neu entstandene morphologische Segmentierbarkeit von NEHEIN als NE#HEIN berücksichtigt, ohne Weiteres durch morphologisch verursachte Polaritätsumkehr erklärbar.

Der von Gerring (1927) und Danielsen (1968) bevorzugte Erklärungsansatz, der von *enchein* ausgeht, wird bei näherer Betrachtung der Beleglage zweifelhaft. Als Entwicklung, die im Hochalemannischen verortet wird und von dort aus zur Ausbreitung der neuen Form geführt haben soll, wäre sie zunächst im westoberdeutschen Teil unseres Korpus angesiedelt. Ausgehend von *enchein* habe die Kombination von Nasal + [x] vor betontem Vokal zur Affrizierung des Frikativs und so zur Form *en[kx]ein* geführt, die in der Folge Kürzung um *en-* mit dem Resultat *[kx]ein* erfahren habe. In den Belegen müsste sich deshalb ein Übergang von älterem *enchein* über *enkein* gefolgt von neuem *kein* (oder *chein*) vorfinden lassen. Stattdessen finden wir die frühesten Belege für *enkein* erst etwa ein halbes Jahrhundert nach dem Aufkommen von *kein* (und noch deutlich später nach den frühesten Belegen für *chein*),<sup>45</sup> das zudem wesentlich häufiger vorkommt. Dass manche Fälle des frühen *enchein* Formen mit Affrikate repräsentieren, erscheint aufgrund der weiteren Entwicklung in Form von *enhein* unwahrscheinlich. Dass KEIN ursprünglich auf affrizierte Formen von ENHEIN zurückgeht, erscheint also zweifelhaft.

Betrachten wir schließlich die in der neueren Literatur populärste Hypothese: die auf Behaghel (1913: 180) zurückgehende Herleitung von KEIN aus *dhein* (mit [h]) oder *dchein* (mit [x]) durch Lautsubstitution bzw. Assimilation. Es wird

<sup>45</sup> Die von Gerring (1927: 111) als Argument ins Feld geführte zeitliche „Priorität“ von *enkein* gegenüber *kein* wurde bereits von Klein/Solms/Wegera (2018: 553) relativiert (vgl. Abschnitt 3.2). Gerrings (1927: 50–51) Begründung für das späte bzw. langsame Auftreten von *enkein*, es sei wegen seiner größeren Unterschiedlichkeit von ursprünglichen, nicht-invertierten Formen nur zögerlich in die Schriftsprache aufgenommen worden, kann allein deshalb nicht überzeugen, weil das noch viel deutlicher abweichende *kein* gleichzeitig bereits wesentlich häufiger verwendet wurde.



klar, dass die Annahme, diese Formen seien der Ursprung für KEIN, aufgrund der Beleglage nicht haltbar ist: Es gilt, dass *chein* seit dem 11. Jahrhundert belegt ist und *kein* seit der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, *dhein* jedoch erst etwa hundert Jahre später (vgl. auch Gerring 1927: 109–110); Belege für *dchein* kommen im hier untersuchten Korpus gar nicht vor. Selbst wenn diese Formen in irgendeiner Weise zur Entwicklung von KEIN beigetragen haben, waren sie sicher nicht sein Ursprung.

## 6 Entstehungswege von KEIN

Ausgehend von der Datenlage soll im Folgenden umrissen werden, welche Entwicklungen sowohl empirisch als auch theoretisch lautlich und funktional möglich erscheinen, und der wahrscheinlichste Entstehungsweg von *kein* skizziert werden (Abschnitt 6.1). Unter Hinzuziehung weiterer Evidenz wird zudem in Betracht gezogen, dass für KEIN konvergente Entwicklungen infrage kommen (Abschnitt 6.2), d. h. dass mehrere Vorgänge zu seiner Entstehung beigetragen haben (s. auch Danielsen 1968: 99).

### 6.1 Primäres KEIN

Um den Ursprung von KEIN zu klären, müssen seine frühesten Belege, die im 11. Jahrhundert in den Formen *chein* und *hein* erscheinen, ohne Rückgriff auf die im letzten Abschnitt ausgeschlossenen Theorien erklärt werden. Eine Möglichkeit besteht in einer einfachen lautlichen Kürzung von DEHEIN, NEHEIN (vgl. z. B. Paul 2007: 228; Klein/Solms/Wegera 2018: 554); allerdings wäre ein solcher spontaner Verlust einer ganzen Silbe am Wortanfang fürs Mittelhochdeutsche äußerst ungewöhnlich. Bei einer solchen nur formseitigen Tilgung von *de-*, *ne-* bliebe die jeweilige Funktion erhalten, d. h. klar ‚positive‘ Verwendungsweisen von KEIN als NPI würden auf DEHEIN zurückgehen. Dieser Hergang kommt infrage für drei der frühesten Belege bei Otloh. Eine Rolle bei diesen mag der (meines Wissens bisher unbemerkt gebliebene) Umstand spielen, dass bei allen davon bis zu drei mit *d* anlautende Silben vorausgehen (in einem Fall ist *io* zwischengeschaltet):

- (10) *alle die dieder iocheinna gnada mir gitatin* (Otloh, 163ra,9f)  
 alle die die da je (irgend)eine (‘any’) Gnade mir ge-taten  
 ,alle die, die mir je irgendeine Gnade erwiesen‘

- (11) *odo cheina* *arbeits umbi mih iō habitin* (Otloh, 163ra,10)  
 oder (irgend)eine ('any') Arbeit um mich je hatten  
 ‚oder je irgendeine Mühe wegen mir hatten‘
- (12) *alle die dieder cheinnin wifun vonna mir giwirfirt*  
 alle die die da irgendwelchen ('any') Weisen von mir verletzt  
*odo ungitroftit wurtin* (Otloh, 163ra,13f)  
 oder ungetröstet wurden  
 ‚alle die, die in irgendeiner Weise von mir verletzt oder gekränkt wurden‘

So kann man vermuten, dass hier *de* in DEHEIN haplogisch erspart wurde. Leider gibt es in Otlohs Gebet keine Vergleichsstellen mit vollem DEHEIN, die zur Überprüfung dieser Annahme geeignet wären. Da als NPI-Indefinitum bei Otloh allein KEIN vorkommt, erscheint es fraglich, ob tatsächlich alle drei Fälle durch einen solchen lautlichen Kontexteffekt zu erklären sind.

Etwas anders liegt der Fall bei dem einzigen Beleg von KEIN (*hein*) in negativer Verwendungsweise bei Otloh (vgl. Abschnitt 3.1), für den eine ähnliche Erklärung Betracht kommt, allerdings ausgehend von *ne-*:

- (13) *daz necheina mina funta. noh heina vara def leidigin*  
 dass keine meine Sünden noch keine<sup>46</sup> List des leidigen  
*viantef mih fo girran megin* (Otloh, 162va,12f)  
 Feindes mich so ge-irren mögen  
 ‚dass keine meiner Sünden noch irgendeine List des Teufels mich so in die Irre führen können‘

In diesem Beispiel geht zu erwartendem NEHEIN *noh* voraus, ebenfalls eine Silbe mit demselben Anlaut, so dass hier möglicherweise der oben beschriebene lautliche Mechanismus griff. Mindestens ebenso gut kann es sich hier um eine funktional begründete Ersparung handeln, denn die Negation ist durch *noh* bereits hinreichend markiert (vgl. Abschnitt 3,1): Das als Negationsmorphem wahrgenommene *ne-* wurde als überflüssig empfunden und deshalb weggelassen, was im Effekt der Bildung eines NPI-Indefinitums gleichkommt. Im Althochdeutschen konnte besonders bei vorausgehender Negation ein ‚positives‘ Indefinitum statt eines n-Indefinitums eintreten (vgl. Danielsen 1968: 96; Jäger 2008: 231–232), denn *negative concord* war nicht obligatorisch (vgl. Jäger 2008: 319–320); in diesem Fall hätte die in Abschnitt 3.1 beschriebene Reanalyse und

<sup>46</sup> Auch NPI-Lesart wäre hier theoretisch möglich (vgl. Anm. 8).

Rückableitung von NEHEIN hier bereits stattgefunden und *hein* wäre als NPI im negativen Kontext zu lesen (vgl. Anm. 46).

Dieser zweite Mechanismus war vielleicht wesentlich für die nachhaltige Entstehung von KEIN, denn es erschien von Beginn an bevorzugt – und vor allem anfangs deutlich häufiger als DEHEIN – in negativen Kontexten (vgl. Klein/Solms/Wegera 2018: 555–556; Jäger 2008: 262), so dass ein Ursprung in diesem Zusammenhang wahrscheinlich erscheint: In den Zahlen bei Klein/Solms/Wegera (2018: 555–556) wird KEIN mit Einsetzen der Belege (ca. 1150–1250) zu 89 % im Zusammenhang mit Negation verwendet, DEHEIN jedoch nur zu 34 % (ca. 1050–1200)<sup>47</sup> und später 63 % (ca. 1200–1250), d. h. fast neun von zehn Belegen für KEIN sind negativ oder stehen im negativen Kontext gegenüber nur etwa ein bis zwei Drittel bei DEHEIN. Gleichzeitig sind 39 % aller Belege für KEIN selbständig negativ; bei DEHEIN sind es nur 9 % bzw. 20 %. Diese Werte bleiben für KEIN bis zum Ende des Mittelhochdeutschen annähernd stabil, während DEHEIN deutlich an selbständig negativer Verwendungsweise zunimmt und dabei fast zu KEIN aufschließt (von 9 % vor 1200 bis 34 % nach 1300); seine Verwendung in nicht-negativen Kontexten nimmt gleichzeitig deutlich ab (von 67 % vor 1200 auf 19 % nach 1300), so dass auch hier eine Annäherung an KEIN (stabil ca. 10 %) stattfindet. Damit scheint es naheliegend, dass die Entwicklung von DEHEIN, das im Althochdeutschen noch nicht selbständig negativ verwendet werden konnte und vor allem in ‚positiven‘ Kontexten auftrat (vgl. Jäger 2008: 259), zum Negativum durch KEIN ausgelöst oder zumindest verstärkt wurde, denn dieses wies zunächst prinzipiell dieselben Verwendungskontexte (als NPI im (nicht-)negativen Kontext) auf wie ursprünglich DEHEIN, war aber aufgrund seiner Herkunft deutlicher im Negativen verankert: KEIN konnte (in allen Funktionen) v. a. in Fällen wie in (13), in denen NPI- und negativer Gebrauch nicht unterschieden werden konnten, leicht in Abhängigkeit von NEHEIN entstehen. Voraussetzung bzw. begünstigend dafür war die morphologische Reanalyse von NEHEIN als *ne-* + KEIN (die per Rückableitung (vgl. Abschnitt 3.1) im Übrigen auch die ‚positiven‘ Fälle von KEIN bei Otloh erklären kann).

In lautlicher Hinsicht besteht jedoch auch hier das Problem der Herleitung des späteren Plosivs. Die Variante *hein* ist sicher frikativisch (entweder velar oder glottal), *chein* hingegen ist vermutlich schon früh mit Verschlusslautung zu lesen (<ch> war die übliche bairische Schreibweise für germ. \*k im Anlaut), und dies aus zwei Gründen:

Zum einen war [x] im Anlaut unbekannt und konnte sich deshalb vermutlich nicht lange in dieser Position halten. Auf diesen Umstand gründen die „Substitu-

<sup>47</sup> Im Althochdeutschen waren die Verhältnisse ähnlich; DEHEIN wurde etwa doppelt so häufig in nicht-negativen wie in negativen Kontexten verwendet (vgl. Jäger 2008: 190).

tionstheorie“ Grimms und die „Mutationstheorie“ (Gerring 1927: 107) Pauls sowie van Heltens (1897: 452) „ersetzung“, die eigentlich alle dasselbe aussagen: [x] im Anlaut wurde durch [kx] ersetzt.<sup>48</sup> Darauf deutet jedenfalls die frühe westoberdeutsche Schreibweise mit <k> hin. Der Grund hierfür liegt in der Phonologie: Silbenauslautendes [x], wie es etwa vor der Resilbifizierung in der ersten Silbe oder in Geminate vorkam (vgl. Abschnitt 3.1), war ein stellungsbedingtes Allophon desselben Phonems, zu dem auch anlautendes [kx] gehörte.<sup>49</sup> Beleg dafür sind etwa die bei Paul (1879: 558–559) angeführten Beispiele wie *schalch* : *schalkes*, *march* : *markes* etc. Das Auftreten der Affrikate war somit bedingt durch die Struktur des frühmittelhochdeutschen Phonemsystems und ein Resultat der neuen Position des Lauts im Silbenganlaut. Die Begründung für die abweichenden Belege mit *h-* ist im Grunde dieselbe: [x] war nicht nur allophonisch mit [kx] verbunden, sondern auch mit [h], wie etwa die Beispiele *sēhen* : *sach*, *hōhez* : *hōch* zeigen; die Opposition zwischen den Phonemen /k/ und /h/ war auslautend in Form von [x] neutralisiert. Die Verschiebung von [x] in den Silbenganlaut konnte also phonemsystemkonform entweder in Richtung [kx] oder [h] erfolgen. Dabei ist die Realisation als [kx] phonetisch näher an der Ausgangslautung [x] als [h].

Zweitens ist Verschlusslautung Voraussetzung dafür, die spätere, ab Mitte des 12. Jahrhunderts auftretende Graphie *kein* erklären zu können. Eine Neubildung durch Kürzung aus *dekein* wurde bereits ausgeschlossen, da *dekein* erst nach *kein* auftritt; außerdem wäre zunächst die Herkunft des Verschlusses in *dekein* zu klären. Stattdessen scheint *dekein* eine Kontaminationsform<sup>50</sup> von *kein* und *dehein* zu sein.<sup>51</sup>

<sup>48</sup> Es handelt sich dabei weder um eine „lautregel“ (Grimm 1831: 772), noch „verschiebt“ (Paul 1879: 558) sich *ch* zu *k*, sondern es handelt sich um einen Fall von Lautersatz (vgl. auch Klein/Solms/Wegera 2018: 553).

<sup>49</sup> Das belegt nicht zuletzt der Umstand, dass im Althochdeutschen germ. \*χ mit germ. \*k im Auslaut und in Geminate zusammengefallen ist (Braune 2018: 203, 205).

<sup>50</sup> Auch Gerring (1927: 121–122) denkt bei *dekein* an Beeinflussung durch *kein*, schließt diese aber aufgrund chronologischer Überlegungen zur alemannischen Urkundenüberlieferung aus und vermutet stattdessen Beeinflussung durch *enkein*. Dagegen spricht jedoch klar die Beleglage in ReM (s. Abb. 2).

<sup>51</sup> Die Form *dekein* lässt sich auch ohne Rückgriff auf *kein* aus *dehein* erklären (so auch Lloyd/Lühr/Springer 1998: 562), etwa wenn man annimmt, dass die seinem Aufkommen im Alemannischen vorausgehenden *h*-Schreibungen noch, wie *ch* in mhd. *dechein*, für einen velaren Frikativ stehen (s. Paul (2007: 161) zur mittelhochdeutschen Graphie <h> für [x]). Auch die Variation von *dehein* mit *dechein* in einigen Texten (z. B. Williram von Ebersberg: Hoheliedkommentar (Br/B), Cod. R 347) deutet darauf hin und war evtl. Ausdruck der möglicherweise noch ambivalenten Stellung des Konsonanten zwischen den beiden Silben. Damit ist es denkbar, dass *dekein* in den südalemannischen Gebieten, in denen die sogenannte Extremverschiebung [kx] > [x] stattfand

Eine dritte Möglichkeit bestünde darin, dass *chein* im Bairischen tatsächlich zunächst den Frikativ bewahrte, aber bei der Rezeption dieser Form außerhalb des Ostoberdeutschen das <ch> am Anfang eines Worts mechanisch in <k> transponiert wurde, was wiederum zur Leseaussprache mit Verschlusslaut geführt hätte. Dies wäre mit der Beleglage vereinbar, würde aber eine anfängliche Ausbreitung von KEIN auf schriftlichem Wege voraussetzen (s. auch, unter umgekehrtem Vorzeichen, Danielsen 1968: 101–102).

Unter Berücksichtigung des Vorausgehenden stellt sich der wahrscheinliche Entstehungsweg des frühen KEIN also folgendermaßen dar (daneben konnte es auch vereinzelt zu lautlich bedingten Verkürzungen von DEHEIN, NEHEIN zu *chein*, *hein* kommen):

1. Aufgrund der negativen Bedeutung von NEHEIN wird der Bestandteil *ne-* als Negationspräfix bzw. -partikel reinterpretiert.
2. Durch morphologische Abtrennung des *ne-* (Rückableitung) wird das NPI-Indefinitum KEIN gebildet, das im Skopus der Negation und anderen affektiven Kontexten auftritt.
3. Die dadurch entstandene neue Form erfährt Lautsubstitution des vormals intervokalischen [x] durch [kx] oder [h] im Anlaut.
4. Im Zuge des Abbaus von *negative concord* bei Indefinita (vgl. Jäger 2008: 319–320) wird KEIN auch selbständig negativ interpretiert bzw. verwendet (was auch die Negativierung von DEHEIN befördert).

Das so entstandene neue Form-Funktion-Paar, das NPI- bzw. n-Indefinitum KEIN, ist offenbar oberdeutschen Ursprungs. Es ist zuerst im Ostoberdeutschen belegt, wurde jedoch vor allem im Westoberdeutschen bevorzugt verwendet (vgl. Abb. 4). Ab der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts tritt es in den oberdeutschen Quellen in seiner modernen graphischen Form mit <k> auf.

Der Rest ließe sich als einfacher Diffusionsprozess beschreiben, jedoch sprechen verschiedene Umstände dafür, dass der Entstehungsprozess von KEIN komplexer gewesen sein muss, zumindest was die regional begrenzte Entwicklung angeht. Dabei geht es insbesondere um die historischen und rezenten Verhältnisse im südalemannischen Raum. Dazu gehören einerseits die Vorgänge im Zusammenhang mit der Synkopierung des mit KEIN funktionsidentischen<sup>52</sup>

---

(vgl. Braun 2018: 186), eine umgekehrte Schreibung für die Variante mit Frikativ darstellt (vgl. Anm. 36).

<sup>52</sup> Beide Typen wurden spätestens ab dem 12. Jahrhundert sowohl als NPI- als auch als n-Indefinitpronomen verwendet. Dabei gibt es jedoch Unterschiede in der quantitativen Verteilung bzw. dem diachronen Verhältnis der jeweiligen Funktion (s. o.; vgl. Klein/Solms/Wegera 2018: 555–556; Jäger 2008: 262).

DEHEIN und zum anderen die Folgen der Entstehung des Nebentyps ENHEIN durch Invertierung der Vorsilbe *ne-* in NEHEIN.

## 6.2 Konvergente Entwicklungen

Im vorausgehenden Abschnitt wurde gezeigt, welche Entwicklungen angenommen werden müssen, um die ursprüngliche Entstehung von KEIN zu erklären. Dieser Entwicklungsweg war offenbar der älteste und der Hauptentwicklungsstrang; dass dieser jedoch nicht der einzige gewesen sein kann, dafür sprechen eine Reihe jüngerer Belege sowie heutige Aussprachevarianten, die teils konvergente Entwicklungen unterschiedlicher Ausgangsformen nahelegen. Dazu gehören u. a. die rezenten Belege aus dem *Schweizerischen Idiotikon* (III: 318–319):

1. Dort wird die „Form *ekein* der lebendigen Spr.“ (vgl. auch Jäger 2008: 277 nach Guido Seiler) erwähnt, die „aus *enkein* entstanden“ sei.
2. Daneben wird auch die Variante *dchein* mit „separate[r] Artikulation *d* + *ch*“ in Variation mit *kein* bezeugt.
3. Außerdem wird von „*d’hein* und mit Wechsel der Konsonanten *ghein*“ berichtet. Letztere Form findet sich laut DWB (IV: 459), Moser (1951: 283) und Walch/Häckel (1988: 462) in Schweizer Drucken des 16. Jahrhunderts, v. a. von Zwingli.

Bei diesen Belegen scheinen also rezente Reflexe sowohl von ENHEIN als auch von DEHEIN vorzuliegen, die sich nicht aus der im letzten Abschnitt skizzierten Entstehung von KEIN aus NEHEIN herleiten lassen.

4. Ein weiterer Hinweis auf eine abweichende Entwicklung ist die Aussprache von KEIN in den rezenten Schweizer Dialekten, die von der Aussprache von germ. *\*k* im Anlaut in anderen Lexemen abweicht: Anders als etwa in *Kind* [x] wird anlautendes *k* in *kein* – wie in Lehn- und Fremdwörtern – in den meisten Varietäten des Schweizerdeutschen als Affrikate [kx] realisiert (vgl. etwa Büchler 2019: 33 für Obersaxen; Gerring 1927: 109, 112; *Schweizerdeutsches Idiotikon* III: 316; SDS: 231). Ob sich die süddalemannische Extremverschiebung [kx] > [x] schon im Althochdeutschen vollzog, ist nicht abschließend geklärt (Braune 2018: 186); man würde jedoch in jedem Fall erwarten müssen, dass im Schweizerdeutschen KEIN einen mit der regelmäßigen Entwicklung von germ. *\*k* konformen Anlaut aufweist: Fand die Extremverschiebung nach der Entstehung von KEIN statt, müsste es mitverschoben worden sein; fand sie aber schon vorher statt, wäre dort die in Abschnitt 6.1 skizzierte Substitutionsregel so nicht zur Anwendung gekommen. Auch die abweichende Form von KEIN in den Schweizer Dialekten ist vor dem Hintergrund seiner Entstehung aus NEHEIN deshalb erklärungsbedürftig.

Ad 1. Die Form *ekein* scheint den von Gerring (1927) beschriebenen Entwicklungsweg, nach dem KEIN letztlich aus ENHEIN (über *enkein* bzw. *en[kx]ein*) hervorgegangen sei (vgl. Abschnitt 3.2), zumindest teilweise zu belegen; unklar ist aber, ob *ekein* auch der Ursprung des mit Affrikate anlautenden KEIN im Schweizer Raum war, oder ob dieses anderen Ursprungs ist.

Ad 2. Die Alternation von *dch-* (auch: *tch-*; vgl. *Schweizerisches Idiotikon* III: 316) mit der heute üblichen Artikulation mit [kx] ist als Beleg für den von Behaghel beschriebenen Mechanismus ausgehend von *dechein*<sup>53</sup> zu werten. Da diese Belege aus dem 19. Jahrhundert und nicht aus dem Mittelhochdeutschen stammen, ist dieser Vorgang jedoch wesentlich später anzusetzen als von Behaghel beschrieben. Die so entstandene Form kam wohl zu bereits bestehendem KEIN hinzu, das womöglich auch in der Schweiz schon mit (regelmäßigem) [x]-Anlaut existiert hatte und durch [kx]*ein* verdrängt wurde (wenngleich es ein ungewöhnlicher Vorgang wäre, wenn eine regelkonforme durch eine ähnliche, regelwidrige Form ersetzt würde).

Ad 3. a) Die Form *dhein* tritt in ReM nur ost- und nordoberdeutsch auf (abgesehen von einem wod. Beleg, 13.II), kommt außerhalb des Korpus aber auch häufig in Schweizer Drucken des 16. Jahrhunderts vor,<sup>54</sup> oft neben *dehein* und *kein*. Dass diese Formen nicht immer klar zu unterscheiden waren, wird bezeugt durch eine Stelle in Ölingers *Underricht der HochTeutschen Spraach* (1574), der aufgrund der formalen und funktionalen Konvergenz von *kein* und *dehein* verallgemeinernd annimmt, *d(e)h* sei eine alternative Schreibweise für *k* (gewesen). Weiter gibt er an, dass auch noch Zeitgenossen *d(e)hein* statt *kein* schrieben:

An dieser Stelle ist es erwähnenswert, dass die alten Deutschen an gewissen Stellen *dh* und *deh* anstelle von *k* schrieben. Daher findet man oftmals in alten Büchern und Schriften *dhein*, *dehein*, *dheinerley* für *kein* und *keinerley*, was auch heute noch gewissen Leuten gefällt. (Ölinger 1574: 9; Übersetzung S.P.)<sup>55</sup>

Dies ist ein klarer Hinweis, dass Belege für *dhein* und *dehein*, die in Schweizer Drucken noch etwa bis ins 17. Jahrhunderts zu finden sind (vgl. Moser 1951: 283), mitunter konservative graphische Varianten darstellen konnten, die längst mit einer velar anlautenden Aussprache verbunden waren (wenn der Straßburger

<sup>53</sup> Hierzu sind wohl auch einige der westoberdeutschen Korpusbelege für *dekein* zu zählen, denn <k> konnte im Schweizerdeutschen silbeninitial auch den Frikativ bezeichnen (vgl. Anm. 36).

<sup>54</sup> Gerring (1927: 80) erklärt Fälle von *dhein* in Schweizer Urkunden aus dem 14. Jahrhundert durch österreichischen Einfluss.

<sup>55</sup> „Hoc in loco illud quoque notandum est, ueteres Germanos in quibusdam locis, scripsisse *dh* & *deh* loco *k*/ hinc saepenumero reperitur in antiquis & libris & instrumentis, *dhein*/ *dehein*/ *dheinerley*/ pro *kein*/ & *keinerley*/ quod etiamnum quibusdam placet.“ (Ölinger 1574: 9)



Ölinger hier nicht eine ihm gebietsfremde graphische Form lautlich mit seiner eigenen gesprochenen Variante in Verbindung brachte).<sup>56</sup>

Ad 3. b) Neben *dhein* erscheint v. a. in Drucken Zwinglis die im DWB (IV: 459) als „merkwürdig“ bezeichnete Form *ghein*.<sup>57</sup> Moser (1951: 283) deutet diese Belege mit einer „hyperhochdeutschen (umgekehrten) Schreibung“ „für das ma.fremde *kein*“ „infolge des ma.lichen Wandels von anlautendem *gh* (Praef. *ge-* + stamm-anlautendem *h*) > *k*“ (vgl. auch Walch/Häckel 1988: 462): Aus anderen Varietäten entlehntes KEIN mit [k<sup>h</sup>] sei in der Schweiz mit <gh> verschriftet worden, das dort etwa in Partizipien wie *gha* ‚gehabt‘ für diese Lautung stand (vgl. auch Kolly/Leemann/Matter 2015). Der so verschriftete Anlaut [k<sup>h</sup>] in KEIN kann jedoch auch autochthon entstanden sein, denn er ist das zu erwartende Ergebnis einer Substitution der unbekannten (vgl. Anm. 30) Lautfolge [dh] > [d<sup>h</sup>]/[t<sup>h</sup>] in *dhein* durch das u. a. aus den Partizipien bekannte [k<sup>h</sup>], dessen Schreibweise <gh> auf dieses angewandt wurde, während <k> im selben Raum i. d. R. den Frikativ [x] (als Resultat der Extremverschiebung im Rahmen der Zweiten Lautverschiebung) repräsentierte (vgl. Moser 1951: 288) und offenbar für dieses reserviert war, wie etwa in <korn>.<sup>58</sup>

Ad 4. Ungeachtet der Frage, ob die durch <gh> repräsentierte Lautung durch Entlehnung oder durch Lautersatz ausgehend von *d(e)hein* zustande gekommen war, wurde <gh> zur Differenzierung der velaren Verschlusslautung von frikativisch realisiertem <k> verwendet und belegt eine von germ. \**k* abweichende Lautung in *kein* spätestens seit dem 16. Jahrhundert. Sowohl der Zusammenhang mit *dhein* als auch die Schreibweise mit <gh> legen dabei eine Aussprache als aspirierter Plosiv nahe; im Gegensatz dazu wird das Lexem *kein* in den heutigen Schweizer Dialekten fast ausnahmslos mit Affrikate realisiert (vgl. SDS III: 231). Ob hier von einer Entwicklung [k<sup>h</sup>] > [kx] auszugehen ist (für eine regional begrenzte Parallele bei den Partizipien s. Kolly/Leemann/Matter 2015) oder ob das heutige [kx]*ein* des Schweizerdeutschen auf einer Variante des Typs *dchein* beruht (s. Ad 2), kann hier leider nicht geklärt werden.

In den Schweizer Dialekten werden die hier skizzierten Entwicklungen aufgrund der abweichenden Anlautsituation sichtbar (und hörbar). Dies schließt jedoch nicht aus, dass analoge Entwicklungen in anderen Gebieten mit regel-

<sup>56</sup> Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen ist es nicht auszuschließen, dass auch einige der späteren DEHEIN-Belege in ReM eigentlich stellvertretend für den Typ KEIN stehen.

<sup>57</sup> Daneben kommt in ReM ostoberdeutsch schon im 12. Jahrhundert die etwas kuriose Form *gehein* zweimal auf, bei der es sich vermutlich um eine Kontamination aus *dehein* und *kein* handelt.

<sup>58</sup> Vgl. etwa die Beispiele „ghein leer für die Kilchen“ und „ghein Korn“ (Zwingli, zit. nach *Schweizerisches Idiotikon* X: 971), in denen deutlich wird, dass <gh> und <k> unterschiedliche Laute repräsentieren.



mäßiger Synkope – oder mit Schwund von *en-* – möglicherweise ebenfalls stattgefunden haben, ohne dass sie sich in Belegen oder abweichenden Artikulationsformen manifestierten. So wäre etwa für das Bairische oder das Schwäbische, in denen Formen des Typs *DEHEIN* noch lange Bestand hatten, bei einer solchen Entwicklung mit einem Zusammenfall mit dem funktionsidentischen, bestehenden *KEIN* zu rechnen. Das Vorkommen des Lauts  $[k^h]$  im Anlaut der sonst identischen, synonymen Form *kein* hätte die Zuordnung des ungewöhnlichen (vgl. Anm. 30), aber ähnlichen Lauts  $[d^h]$  bzw.  $[t^h]$  in *dhein* zu dessen phonologischer Form wahrscheinlich gemacht und damit die zu erwartende Lautsubstitution begünstigt oder sogar ausgelöst (zum Ersatz von  $[t^h]$  durch  $[k^h]$  s. auch König 2001). Der Zusammenfall der beiden Formen zugunsten der phonologisch wohlgeformten Form  $[k^h]ein$  wäre also geradezu vorprogrammiert gewesen.

Insgesamt wird aufgrund der komplexen Beleglage deutlich, dass es wenigstens im Schweizerdeutschen mindestens zwei konvergente Entwicklungen von *KEIN* gegeben haben muss:

1. die ursprüngliche Entstehung durch Reanalyse und Rückableitung von *NEHEIN*, ohne die die frühen Belege seit dem 11. Jahrhundert nicht zu erklären sind (vgl. Abschnitt 6.1);
2. die Entstehung von *KEIN* aus *DEHEIN* durch Synkope und Lautsubstitution (ausgehend von *de[h]ein*) bzw. Assimilation (ausgehend von *de[x]ein*), die durch zahlreiche Indizien v. a. aus dem alemannischen Raum belegt ist (vgl. Ad 2–4);
3. möglicherweise die Entstehung von *KEIN* aus *ENHEIN* über den Zwischenschritt *ekein* (vgl. Ad 1).

Damit hat es zumindest räumlich begrenzt nachweislich mehrere konvergente Entwicklungen – ausgehend von *NEHEIN*, *DEHEIN* und u. U. *ENHEIN* – gegeben. Die Resultate dieser drei Entstehungswege sind aufgrund ihrer formalen und funktionalen Ähnlichkeit offenbar ganz oder teilweise zusammengefallen. Die beschriebenen Entwicklungen betreffen aufgrund der Beleglage und der aktuellen Variation v. a. das Schweizerdeutsche, sind jedoch auch für andere Regionen nicht ausgeschlossen.

## 7 Fazit

In diesem Beitrag wurde auf der Grundlage einer Korpusuntersuchung des *Referenzkorpus Mittelhochdeutsch* und unter Hinzuziehung weiterer Evidenzen gezeigt, dass das deutsche Indefinitum *KEIN* ursprünglich durch morphologische

Reanalyse und Rückableitung aus dem älteren n-Indefinitum NEHEIN entstanden sein muss. Dadurch konnte es je nach Kontext entweder als NPI- oder als n-Indefinitum verwendet werden und tendierte früher und deutlicher als das prinzipiell funktionsgleiche DEHEIN zur Verwendung in negativen Kontexten. Durch den Rückgang von *negative concord* wurde seine selbständige negative Verwendungsweise begünstigt. Der Plosiv in KEIN ist gegenüber dem ursprünglichen Frikativ in NEHEIN durch Lautsubstitution zu erklären: Das zunächst silbenfinale [x] rückte durch Resilbifizierung in den Silbenanlaut und wurde aufgrund seiner phonologischen Verwandtschaft mit [kx] im Oberdeutschen durch dieses ersetzt (anfangs gelegentlich auch durch das ebenfalls verwandte [h]) und später in den meisten Regionen zu [k<sup>h</sup>] reduziert.

Die Vorgängerform NEHEIN war zunächst zur schriftlich-archaischen Variante und mit dem 13. Jahrhundert praktisch obsolet geworden, seine invertierte Variante ENHEIN lebte jedoch in den westlichen Gebieten fort und existiert bis in die heutige Zeit in der Form *eken*. Das ursprüngliche NPI-Indefinitum DEHEIN, das wie KEIN auch negative Funktion erfüllen konnte, ist über die Reichweite des Korpus hinaus in Drucken bis ins 17. Jahrhundert nachweisbar, in Schweizer Dialekten bis ins 19. Jahrhundert. Beide Typen, ENHEIN und DEHEIN, haben dort zumindest teilweise konvergente Entwicklungen mit KEIN erfahren, die die ungewöhnliche Lautform [kx]*ein* im Schweizerdeutschen erklären können. Diese hatte dort wohl früheres KEIN mit Frikativ ersetzt (sowie möglicherweise eine dort zwischenzeitlich (und heute vereinzelt) vorkommende Variante mit behauchtem Plosiv, die auch aus anderen Gebieten übernommen sein konnte). Ähnliche konvergente Entwicklungen haben unter Umständen auch in anderen Regionen stattgefunden, allerdings sind sie dort aufgrund des zu erwartenden vollständigen Zusammenfalls der Formen kaum nachzuweisen.

Die Entstehung und Entwicklung des deutschen n-Indefinitums KEIN ist daher zwar zunächst ein morphosyntaktisch und phonologisch bedingter Wandel ausgehend von NEHEIN unter dem Vorzeichen eines sich wandelnden Negationssystems, stellt jedoch in seiner Gänze keine geradlinige Entwicklung ausgehend von dieser einzelnen Form dar. Ihre vollständige Beschreibung ist reichlich komplex und nicht ohne Einbeziehung der Alternativtypen ENHEIN und DEHEIN und deren vielfältiger Formen möglich. Dabei müssen viele Fragen vorerst unbeantwortet bleiben, etwa bezüglich der Entwicklung des Konsonantismus der einzelnen Typen und deren räumlicher Verbreitung (v. a. im Hinblick auf jeweils wirksame Laut-Buchstabe-Korrespondenzen bzw. Diskrepanzen zwischen Lautung und Schreibung).

**Danksagung:** Für wertvolle Hinweise und Anregungen danke ich Andrin Bächler, Stephan Elspaß und Philip C. Vergeiner sowie den anonymen GutachterInnen.

## Zitierte Quellen (ReM)

- ÄSigen: Sigenot (Karlsruhe, Landesbibl., Cod. Donaueschingen 74), wod., 14.I.  
 KlostEvang: Österreichischer Bibelübersetzer: Klosterneuburger Evangelienwerk  
 (Schaffhausen, Stadtbibl., Cod. Gen. 8), ood., 14.I.  
 Konr H: Priester Konrad: Predigtbuch (Ha) (Hall (Tirol), Provinzarchiv der Tiroler Franziskaner-  
 provinz, Nachlaß P. Max Straganz, Frag. germ. 1), ood., 13.I.  
 LEnt: Linzer Entechrist (Linz, Landesbibl., Hs. 33), ood./wod., 12.II/13.I.  
 Otloh: Otlohs Gebet (München, Staatsbibl., Clm 14490), ood., 11.II.  
 PrMetten: Mettener Predigtsammlung II (München, Staatsbibl., Cgm 88), ood., 13.II.  
 PrZü: Zürcher Predigten (Zürich, Zentralbibl., Ms. C 58), wod., 12.II.  
 Wernh: Priester Wernher: Driu liet von der maget (D) (Krakau, Bibl. Jagiellońska, Berol. mgo  
 109), ood. 13.I.  
 WNNot: Wiener Notker (Wien, Österr. Nationalbibl., Cod. 2681), ood., 11.II/12.I.

## Literatur

- Bachmann, Albert (1886): *Beiträge zur Geschichte der schweizerischen Gutturallaute*. Zürich: Genossenschafts-Buchdruckerei.
- Bech, Gunnar (1964): „Zur Etymologie des ahd. Pron. *dehhein*“. *Studia Neophilologica* 36/2, 211–216.
- Behaghel, Otto (1913): „Von deutschen Bindewörtern“. *Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins* 5(36), 165–182.
- Behaghel, Otto (1923). *Deutsche Syntax. Eine geschichtliche Darstellung*. Band I: *Die Wortklassen und Wortformen*. Heidelberg: Winter (Germanische Bibliothek. Abteilung I: Elementar- und Handbücher 10).
- Behaghel, Otto (1927): „Von deutschen Bindewörtern“. In: Behaghel, Otto: *Von deutscher Sprache. Aufsätze, Vorträge und Plaudereien*. Lahr/Baden: Schauenburg, 264–280.
- Bohnenberger, Karl (1953): *Die alemannische Mundart. Umgrenzung, Innengliederung, Kennzeichnung*. Tübingen: Mohr.
- Braune, Wilhelm (2004): *Althochdeutsche Grammatik I: Laut- und Formenlehre*. 15. Auflage bearbeitet von Ingo Reiffenstein. Tübingen: Niemeyer (Sammlungen kurzer Grammatiken germanischer Dialekte A. Hauptreihe 5.1).
- Braune, Wilhelm (2018): *Althochdeutsche Grammatik I: Laut- und Formenlehre*. 16. Auflage. Neu bearbeitet von Frank Heidermanns. Berlin/Boston: De Gruyter (Sammlungen kurzer Grammatiken germanischer Dialekte A. Hauptreihe 5.1).
- Büchler, Andrin (2019): *Obersaxen – eine höchstalemannische Sprachinsel. Sprachwandel als Folge von Sprach- und Dialektkontakt*. Masterarbeit, Universität Bern.
- Dal, Ingerid (2014): *Kurze deutsche Syntax auf historischer Grundlage*. 4. Auflage. Neu bearbeitet von Hans-Werner Eroms. Berlin/Boston: De Gruyter (Sammlung kurzer germanischer Dialekte B. Ergänzungsreihe 7).
- Danielsen, Niels (1968): „Die negativen unbestimmten Pronominaladjektiva im Alt- und Mittelhochdeutschen“. *Zeitschrift für deutsche Sprache* 24, 92–117.

- den Besten, Hans (1986): „Double negation and the genesis of Afrikaans“. In: Muysken, Pieter / Norval Smith (Hgg.): *Substrata versus universals in Creole genesis. Papers from the Amsterdam Workshop, April 1985*. Amsterdam: Benjamins, 185–230.
- DWB = *Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm*. 16 Bände in 32 Teilbänden. Leipzig 1854–1961.
- Eroms, Hans-Werner (1993): „Der indefinite Nominalnegator *kein* im Deutschen“. In: Vuillaume, Marcel / Jean-François Marillier / Irmtraud Behr (Hgg.): *Studien zur Syntax und Semantik der Nominalgruppe*. Tübingen: Narr (Eurogermanistik. Europäische Studien zur deutschen Sprache 2).
- Fleischer, Jürg / Oliver Schallert (2011): *Historische Syntax des Deutschen. Eine Einführung*. Tübingen: Narr (Narr Studienbücher).
- Fobbe, Eilika (2004): *Die Indefinitpronomina des Deutschen. Aspekte ihrer Verwendung und ihrer historischen Entwicklung*. Heidelberg: Winter (Germanistische Bibliothek 18).
- Gerring, Hugo (1927): *Die unbestimmten Pronomina auf -ein im Alt- und Mittelhochdeutschen bis zum Anfang des 14. Jahrhunderts*. Uppsala: Almqvist & Wiksells.
- Grimm, Jacob (1831): *Deutsche Grammatik*. Band III. Göttingen: Dieterich.
- Jäger, Agnes (2008): *History of German Negation*. Amsterdam/Philadelphia: Benjamins (Linguistik Aktuell 118).
- Klein, Thomas / Klaus-Peter Wegera / Stefanie Dipper / Claudia Wich-Reif (2016): *Referenzkorpus Mittelhochdeutsch (1050–1350)*, Version 1.0, <https://www.linguistics.ruhr-uni-bochum.de/rem/> (24.04.2020).
- Klein, Thomas / Hans-Joachim Solms / Klaus-Peter Wegera (2018): *Mittelhochdeutsche Grammatik. Teil II: Flexionsmorphologie*. Band 1: *Substantive, Adjektive, Pronomina*. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Kluge, Friedrich (2011): *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. Bearbeitet von Elmar Seebold. Berlin/New York: De Gruyter.
- Kolly, Marie-José / Adrian Leemann / Florian Matter (2015): „Analysis of spatial variation with app-based crowdsourced audio data“. *Interspeech* 2015, 1710–1714.
- König, Werner (2001): Ein Lautwechsel *t > k* oder wie die *Tartoffel* zur *Kartoffel* wurde. *Germanistica Pragensia* XVIII (Acta Universitatis Carolinae – Philologica 3), 96–101.
- Lloyd, Albert L. / Rosemarie Lühr / Otto Springer (1998): *Etymologisches Wörterbuch des Althochdeutschen*. Band II: *bî – ezze*. Unter Mitwirkung von Karen K. Purdy. Göttingen/Zürich: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Lühr, Rosemarie (Hg.) (2017): *Etymologisches Wörterbuch des Althochdeutschen*. Band VI: *mâda – pûzza*. Erarbeitet von Harald Bichlmeier, Maria Kozianka, Roland Schuhmann und Laura Sturm. Göttingen/Zürich: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Mettke, Heinz (2000): *Mittelhochdeutsche Grammatik*. Tübingen: Niemeyer.
- Moser, Virgil (1951): *Frühneuhochdeutsche Grammatik*. I. Band: *Lautlehre*, 3. Teil: *Konsonanten*, 2. Hälfte (Schluss). Heidelberg: Winter (Germanische Bibliothek. Erste Reihe: Sprachwissenschaftliche Lehr- und Elementarbücher).
- Ölinger, Albertus (1574): *Underricht der HochTeutschen Sprach*. Argentoratus (= Straßburg): Wyrriot.
- Paul, Hermann (1879): „Beiträge zur Geschichte der Lautentwicklung und Formenassociation“. *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* (PBB) 6/3, 538–560.
- Paul, Hermann (1916): *Deutsche Grammatik*. Band I. Halle (Saale): Niemeyer.
- Paul, Hermann (2007): *Mittelhochdeutsche Grammatik*. 25. Auflage neu bearbeitet von Thomas Klein, Hans-Joachim Solms und Klaus-Peter Wegera. Mit einer Syntax von Ingeborg

- Schöbler, neubearbeitet und erweitert von Heinz-Peter Prell. Tübingen: Niemeyer (Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte A. Hauptreihe Nr. 2).
- Pfeifer, Wolfgang (2005): *Etymologisches Wörterbuch des Deutschen*. München: dtv.
- Pickl, Simon (2017): „Neues zur Entwicklung der Negation im Mittelhochdeutschen. Grammatikalisierung und Variation in oberdeutschen Predigten“. *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* (PBB) 139/1, 1–46.
- Sanders, Willy (1974): *Der Leidener Willeram. Untersuchungen zu Handschrift, Text und Sprachform*. München: Fink (Medium Aevum. Philologische Studien 27).
- Schweizerisches Idiotikon. Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache* (1881–). Begonnen von Friedrich Staub und Ludwig Tobler und fortgesetzt unter der Leitung von Albert Bachmann, Otto Gröger, Hans Wanner, Peter Dalcher, Peter Ott, Hans-Peter Schifferle sowie Hans Bickel und Christoph Landolt. Frauenfeld: Huber (bis Band XVI) / Basel: Schwabe (ab Band XVII).
- SDS = *Sprachatlas der deutschen Schweiz* (1962–1997). Begründet von Heinrich Baumgartner und Rudolf Hotzenköcherle in Zusammenarbeit mit Konrad Lobeck, Robert Schläpfer, Rudolf Trüb und unter Mitwirkung von Paul Zinsli, herausgegeben von Rudolf Hotzenköcherle, fortgeführt und abgeschlossen von Robert Schläpfer, Rudolf Trüb, Paul Zinsli. Bern: Francke.
- Szczepaniak, Renata (2011): *Grammatikalisierung im Deutschen. Eine Einführung*. Tübingen: Narr (Narr Studienbücher).
- Sparmann, Herbert (1961): „Die Pronomina in der mittelhochdeutschen Urkundensprache“. *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* (PBB) 83, 1–116.
- Van der Auwera, Johan & Lauren Van Alsenoy (2016): „On the typology of negative concord“. *Studies in Language* 40(3), 473–512.
- van Helten, W. (1897): „Zur Sprache des Leidener Williram“. *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* (PBB) 22, 437–519.
- Vergeiner, Philip C. / Marlene Hartinger (im Erscheinen): „Zur Mehrfachnegation in den Dialekten Österreichs: Aktuelle Befunde zu außer- und innersprachlichen Faktoren“. In: Elspaß, Stephan / Philip C. Vergeiner / Dominik Wallner (Hgg.): *Struktur von Variation zwischen Individuum und Gesellschaft. 14. Bayerisch-Österreichische Dialektologietagung*. Stuttgart: Steiner (*Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik*, Beihefte).
- Wackernagel, Wilhelm (1840): *Glossar zum altdeutschen Lesebuch*. Basel: Schweighauserische Buchhandlung.
- Walch, Maria / Susanne Häckel (1988): *Grammatik des Frühneuhochdeutschen*. Band 7: *Flexion der Pronomina und Numeralia*. Heidelberg: Winter (Germanische Bibliothek. Erste Reihe: Sprachwissenschaftliche Lehr- und Elementarbücher).
- Weinhold, Karl (1883): *Mittelhochdeutsche Grammatik. Zweite Ausgabe*. Paderborn: Schöningh.
- Willis, David / Christopher Lucas / Anne Breitbarth (2013): „Comparing diachronies of negation“. In: Willis, David / Christopher Lucas / Anne Breitbarth (Hgg.): *The History of Negation in the Languages of Europe and the Mediterranean*. Volume I: *Case Studies*. Oxford: Oxford University Press (Oxford Studies in Diachronic and Historical Linguistics 5), 1–50.
- Wöllstein, Angelika / Dudenredaktion (Hgg.) (2016): *Duden. Die Grammatik. Unentbehrlich für richtiges Deutsch*. Berlin: Dudenverlag (Duden Band 4).